

Sonderdruck aus

Margarete Grandner / Thomas König (Hg.)

Reichweiten und Außensichten

Die Universität Wien als Schnittstelle
wissenschaftlicher Entwicklungen und
gesellschaftlicher Umbrüche

Mit einer Abbildung

V&R unipress

Vienna University Press

ISBN 978-3-8471-0414-8

Inhalt

Thomas König	
Figurationen der Wissenschaft und Universität. Annäherung an die Frage: Welche Bedeutung hat die Universität Wien?	7
Katherine Arens	
Ein universitärer Vielvölkerstaat: Die Universität Wien in Textbildern . . .	35
Oliver Jens Schmitt	
Balkanforschung an der Universität Wien	61
Klaus Taschwer	
Nachrichten von der antisemitischen Kampfzone. Die Universität Wien im Spiegel und unter dem Einfluss der Tageszeitungen, 1920 – 1933 . . .	99
Christian Fleck	
Akademische Wanderlust im Wandel	127
Maria Wirth	
Die Universität Wien am Campus Vienna Biocenter – (Austausch)beziehungen im Bereich der Life Sciences	153
Herbert Posch	
Timeline	177
Abstracts	249
Personenregister	255

Balkanforschung an der Universität Wien¹

1. Einleitung

Die in Wien betriebene wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Balkan war seit dem beginnenden 19. Jahrhundert ein eigentlicher Spiegel des österreichischen Verhältnisses zu jenem Raum, der sich südöstlich der Reichsgrenzen bis zum Bosphorus und dem Schwarzen Meer erstreckte. In Wien wurden Räume entworfen, wissenschaftliche Programme entwickelt und Einrichtungen geschaffen, die weit über die Donaumonarchie hinaus ausstrahlten und den Umgang mit der Region bis heute prägen. Der Begriff »Südosteuropa« wurde in Wien entwickelt, ebenso grundlegende Elemente des »Balkansprachbundes«, d. h. die Erforschung von Gemeinsamkeiten der untereinander nicht näher verwandten Balkansprachen, welche damit die Gemeinsamkeit der Balkanvölker hervorhebt, und nicht deren Trennung in verfeindete Kleinnationen. An der Wiener Universität wurden über Generationen Studenten aus dem Balkanraum ausgebildet, die nach ihrer Rückkehr als Wissenschaftler, Schriftsteller und Politiker prägenden Einfluss auf die im 19. und 20. Jahrhundert dort entstehenden Nationalstaaten nahmen. In Wien wurde 1850 das Wiener Abkommen zur serbokroatischen Schriftsprache geschlossen, in Wien studierte der rumänische Nationaldichter Mihai Eminescu (1850–1889), in Wien wurden die Grundlagen albanischer Geschichte und Sprache maßgeblich mitbestimmt. Ohne Übertreibung kann behauptet werden, dass Wien für alle Völker des Balkans bis in die Gegenwart hinein einen bedeutenden Bezugspunkt der nationalen Kultur darstellt (wie immer man dieses Konzept auch bewerten mag) und dass die Wiener Universität bei der Ausprägung nationaler Philologien, nationaler Literaturen und nationaler Geschichtsvorstellungen bis in die Zwischenkriegszeit hinein maßgebende Anstöße verlieh.² Die Universität Wien bildete darüber hinaus

1 Für freundliche Hinweise und Kommentare danke ich Renate Pillinger, Michael Metzeltin und Gerhard Neweklowsky.

2 Gertraud Marinelli-König/Nina Pavlova (Hg.), *Wien als Magnet? Schriftsteller aus Ost-, Ost-*

einen sozialen und intellektuellen Raum der nationalpolitischen Organisation – noch in den 1990er Jahren formierte sich hier ein bedeutender Teil der politischen Eliten des Kosovo von heute –, aber auch der Begegnung über nationale Grenzen hinweg. Das studentische Leben in Wien wurde auch von dem reichen Vereinswesen der Studenten aus den Balkanländern und deren Konationalen aus der Donaumonarchie gekennzeichnet. Wien war sozialer Ort des nationen- und sprachenübergreifenden Austausches und so bis weit in die Zwischenkriegszeit hinein ein, wenn nicht das, Zentrum des intellektuellen Austausches der kulturellen Eliten des Balkans. Beides, nationalkulturelle Formierung und gesamtbalcanische Kommunikation, kennzeichnen wissenschaftliche Ausrichtung und akademische Kultur der Wiener Balkanforschung.

Es ist ein reiches Panorama, das die Wiener Balkanforschung auszeichnet: von der theoretischen Grundlegung, dem Institutionenaufbau, herausragenden und im Balkan bis heute verehrten Gelehrtenpersönlichkeiten bis hin zu einer ausgeprägten Soziabilität von Professoren und Studenten und innerhalb der Studentenschaft. Der Wechselwirkung von institutioneller Verankerung der mit dem Balkan befassten Disziplinen an der Universität und deren vielfacher Ausstrahlung in die Region hinein – sowohl wissenschaftlich wie politisch – möchte dieser Beitrag nachgehen.

Im Gegensatz zur These, die den Balkan als bössartiges Konstrukt eines vermeintlich homogenen Westens betrachtet, welcher im südöstlichen Teil Europas ein ungeliebtes *alter ego* entdeckt und dieses mit negativen Klischees politisch und kulturell an den Rand gedrängt hätte,³ wird hier Balkan als wertneutraler Raumbegriff verstanden, wie er lange Zeit auch in West- und Mitteleuropa verwendet wurde, vor allem aber wie er auch in der Region selbst bewertet wird. Bei der postkolonialistisch inspirierten und emotional beladenen Debatte um den Balkanbegriff wurde allzu leicht übersehen, dass die innerregionalen Entwürfe eines Balkanraumes, also die Raumvorstellungen serbischer, bulgarischer, griechischer, rumänischer – weniger aber albanischer Eliten – nicht minder stark und vor allem nicht minder politisch, zumindest aber nicht unproble-

mittel- und Südosteuropa über die Stadt, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1996; darin zu Eminescu s. Michail F. Fridman, »Ein Rumäne in Wien«. Mihail Eminescus Studentenjahre in der österreichischen Hauptstadt, 515–537. Zur Verflechtungsgeschichte zwischen Wien und dem Balkan s. Oliver Jens Schmitt, »Balkan-Wien« – Versuch einer Verflechtungsgeschichte der politischen Emigration aus den Balkanländern im Wien der Zwischenkriegszeit (1918–1934), in: *Südost-Forschungen* 73 (2014) im Druck.

3 So das viel beachtete Buch von Maria Todorova, *Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil*, Darmstadt: Primus 1999; die Verfasserin untersucht primär westeuropäische Medienerzeugnisse, die negative Klischees verbreiteten, geht aber auf die ausgeprägten innerregionalen Balkankonstruktionen, die entweder nationalen Hegemonievorstellungen dienen oder einen einheitlichen Balkan als politisches Projekt gegen bedrohliche Großmächte wie das »Dritte Reich« oder die Sowjetunion konstruierten, kaum ein.

matischer waren als die Balkanbilder im westlichen Europa.⁴ Selbst entschiedene Kritiker außerregionaler Balkanbilder mussten zugestehen, dass negative Klischees zuvorderst von Medien, kaum aber von der Wissenschaft entwickelt und verbreitet wurden.⁵ Dies ist in unserem Zusammenhang besonders wichtig, da wesentliche Methoden, Theorien und Deutungen in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Balkanraum bis 1918 von Wissenschaftlern aus der Donaumonarchie hervorgebracht worden waren.

Eine weitere Präzisierung betrifft die Abgrenzung der Wiener Balkanforschung von der sogenannten Südostforschung – letztere wurde vor 1945 in Wien wie in Deutschland mit Blick auf jene Regionen betrieben, in denen nennenswerte deutschsprachige Bevölkerungsgruppen bestanden, also in erster Linie das historische Ungarn. Die Balkanforschung hingegen setzte sich mit dem Raum auseinander, der außerhalb der alten Donaumonarchie lag und in dem es Deutschsprachige nur in Spurenelementen gab. So ist zwischen beiden Forschungstraditionen klar zu unterscheiden, besonders mit Blick auf die Verstrickung im Nationalsozialismus, die im Falle der Südostforschung erheblich war, in der von dieser thematisch, institutionell und personell weitestgehend getrennten Balkanforschung aber sehr gering.⁶

4 Diana Mishkova, *The Politics of Regionalist Science: The Balkans as a Supranational Space in Late Nineteenth to Mid-Twentieth Century Academic Projects*, in: *East Central Europe* 39 (2012) 266 – 303; Diana Mishkova, *The Balkans as an Idée-Force: Scholarly Projections of the Balkan Cultural Area*, in: *Civilisations. Revue internationale d'anthropologie et de sciences humaines* 60 (2012) 2, 39 – 64; Diana Mishkova, *In Search of Balkan Occidentalism*, in: *Tokovi istorije* (2006) 1 – 2, 29 – 62; zu innerregionalen Balkandiskursen s. das Werk von Basiles Gunares, *Ta Balkania ton Ellenon. Apo to Diaphotismo eos to A'Pankosmio Polemo*, Saloniki: Epikentro 2007; s. daneben auch die zu wenig beachtete Untersuchung von Leften S. Stavrianos, *Balkan Federation. A History of the Movement Toward Balkan Unity in Modern Times*, Northampton, Mass.: George Banta Publishing Company 1944. Ein Beispiel innerbalkanischer Diskursbildung ist der Band *Balkan i Balkanci*. Beograd: Izdanje Balkanskog Instituta 1937, der einen »Balkanmenschen«, »Balkanrassen«, eine »Balkanfrau« sowie lange vor Todorova einen westlichen Balkandiskurs kritisiert (59 – 69) und wie Todorova den »Westen« als Feindbild aufbaut.

5 Einen ausgezeichneten Einblick in die innerregionale Forschungslandschaft erlaubt das Werk von Rumen Daskalov/Diana Mishkova u. a. (Hg.), *Entangled Histories of the Balkans*. 2 Bde., Leiden: Brill 2013 – 2014.

6 Siehe die Arbeiten von Petra Svatek, Hugo Hassinger und Südosteuropa. Raumwissenschaftliche Forschungen in Wien (1931 – 1945), in: Carola Sachse (Hg.), »Mitteleuropa« und »Südosteuropa« als Planungsraum. *Wirtschafts- und kulturpolitische Expertisen im Zeitalter der Weltkriege*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2010, 290 – 311; Petra Svatek, »Wien als das Tor nach dem Südosten« – Der Beitrag Wiener Geisteswissenschaftler zur Erforschung Südosteuropas während des Nationalsozialismus, in: Mitchell G. Ash/Wolfram Nieß/Ramon Pils (Hg.), *Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus: Das Beispiel der Universität Wien*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2010, 111 – 139. Zur deutschen Osteuropaforschung s. den Band der Zeitschrift »Osteuropa« 63/2 – 3 (2013): *Zeit im Spiegel. Das Jahrhundert der Osteuropaforschung*, darin besonders Ulrich Schmid, Ende und Neubeginn der Philologie.

Der Aufbau von Balkanwissenschaften in Wien ist in mehrere zeitliche Phasen zu gliedern:

- 1) Eine vorinstitutionelle Phase vom Beginn bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. »Vorinstitutionell« bezieht sich dabei auf das Fehlen universitärer bzw. Akademieeinrichtungen. Das wissenschaftliche Interesse am Balkan wurde in dieser Phase von anderen staatlichen Einrichtungen – Bibliotheken, der Zensurbehörde, dem diplomatischen Dienst – getragen.
- 2) Die Phase der Institutionalisierung in der Monarchie: diese setzt mit der Einrichtung eines Lehrstuhls für Slawistik ein (1849) und wird mit der Schaffung eines Seminars für osteuropäische Geschichte (1907) abgeschlossen. In diesem Zeitraum baute auch die Kaiserliche Akademie ihre Balkanforschung auf (Balkankommission), hinzu kamen die balkankundlichen Institutionen im seit 1878 okkupierten und 1908 annektierten Bosnien-Herzegowina (Landesmuseum in Sarajevo).
- 3) Nachwirkung der Monarchiezeit, zugleich aber einsetzender Rückbau in der Zwischenkriegszeit, geprägt vom Verschwinden der historischen Balkanforschung; zugleich wird das Wiener Paradigma in Belgrad, Bukarest, München und auch Prag weitergeführt.
- 4) Einen tiefen Einschnitt bedeutete die nationalsozialistische Herrschaft, die führende Gelehrte ermordete, und das Wiener Paradigma durch eine eigene Südostforschung ersetzte.⁷

Der vorliegende Beitrag beschäftigt sich mit der Periode bis zum Zweiten Weltkrieg; die in die Gegenwart hineinreichende Phase soll späteren Bearbeitern zur vertieften Bewertung überlassen bleiben. Zugleich konzentriert sich diese Arbeit auf jene Epoche, in der ein eigentliches Paradigma einer Wiener Balkanforschung entstanden ist. Nach 1945 wurde dieses nur in wenigen Teilbereichen fortgesetzt. Eine Ausrichtung nur auf universitäre Institutionen und die Beschreibung von deren Entwicklung griffe aber zu kurz und würde dem Verständnis der Stellung der Wiener Universität in der internationalen Balkanforschung kaum dienen. Vielmehr sollen auch in Wien entwickelte Konzepte und Methoden sowie prägende Gestalten vorgestellt werden. Zuerst aber ist zu bestimmen, was mit Balkanforschung genau gemeint ist. Das heute verbreitete Verständnis von Balkanologie umfasst im Wesentlichen die Volkskunde (mit all ihren rasch wechselnden Namen: heute am besten wohl als Balkananthropologie zu bezeichnen) sowie die Sprachwissenschaft. Die in Wien traditionell starke

Perspektiven für die Slavistik, 31 – 54, und Stefan Troebst, Sonderweg zur Geschichtsregion. Die Teildisziplin Osteuropäische Geschichte, 55 – 80.

⁷ Dazu Mathias Beer/Gerhard Seewann (Hg.), *Südostforschung im Dritten Reich*, München: Oldenbourg 2002.

archäologische und historische Beschäftigung mit dem Balkan ist in dieser Sicht nicht vertreten. In unserem Zusammenhang aber sollen mit Blick auf die wissenschaftliche Ausstrahlung sowohl die Philologie, die Sprachwissenschaft, die Archäologie, die Geschichte sowie die Anthropologie behandelt werden. Dabei geht es darum herauszuarbeiten, welchen genuinen Beitrag, auch im Sinne eines eigenen Paradigmas, die Wiener Forschung geleistet hat und welche Formen der Wissensübertragung in den Balkanraum zu beobachten sind. Die Untersuchung ist nicht von der Vorstellung mechanischer Transfers geleitet – ohnehin wird deutlich werden, dass sich viele aus dem Balkan stammende Absolventen der Wiener Balkanforschung eigenständig entwickelten und sich, sofern sie politisch tätig wurden, nicht selten gegen das Land ihres Studienortes wandten.

Die Bedeutung der vorinstitutionellen Phase für die Wiener Balkanforschung ergibt sich schon aus der Nachhaltigkeit der damals entwickelten Konzepte. Der heute noch gängige Begriff »Südosteuropa« wurde von dem in Wien seit 1810 als Zensor und dann als Skriptor an der Hofbibliothek wirkenden Bartholomäus Kopitar (1780–1844) entwickelt. In einer Besprechung in der »Wiener allgemeinen Literaturzeitung« führte er den Begriff »südöstliches Europa« in die wissenschaftliche Diskussion ein.⁸ Kopitar ist darüber hinaus eine Schlüsselfigur der Wiener Balkanforschung, der spätere Strukturen und Charakteristika des Wiener Forschungsstandorts gleichsam vorwegnahm: er prägte nicht nur Forschungskonzepte, sondern bildete auch bedeutende Gelehrte aus – wie den Begründer der Wiener Slawistik und Balkansprachforschung Franz von Miklosich (1813–1891) – und unterhielt enge Beziehungen zu führenden Intellektuellen der Balkanvölker, wie z. B. dem Schöpfer der neuserbischen Schriftsprache und Ideologen der großserbischen Idee Vuk Stefanović Karadžić (1787–1864).⁹ Kopitars Begriffsbildung wurde von Trägern der vorinstitutionellen Wiener Balkanforschung weitergeführt.¹⁰ Kopitar wirkte auch in einem weiteren Kernbereich der Wiener Balkanforschung nach: 1829 arbeitete er als erster den sogenannten Balkansprachbund heraus: das Albanische, Bulgarische und Rumänische hätten eine gemeinsame »Sprachform« mit drei verschiedenen »Sprachmaterien« (Lexik).¹¹ Die moderne Balkanlinguistik betrachtet Kopitar

8 Konrad Clewing/Oliver Jens Schmitt, Südosteuropa – Raum und Geschichte, in: Konrad Clewing/Oliver Jens Schmitt (Hg.), *Geschichte Südosteuropas*. Regensburg: Pustet 2011, 10; zu Kopitar s. Ingrid Merchiers, *Cultural nationalism in the South Slav Habsburg lands in the early nineteenth century: the scholarly network of Jernej Kopitar (1780–1844)*, München: Sagner 2007.

9 Matthias Bernath (Hg.), *Biographisches Lexikon zur Geschichte Südosteuropas*. Bd. 2., München: Oldenbourg 1976, 470.

10 Zu den Anfängen der Balkanlinguistik Victor A. Friedman, After 170 years of Balkan linguistics: Whither the Millennium?, in: Victor A. Friedman, *Studies on Albanian and other Balkan languages*, Peja: Dukagjini 2003, 485–502, 486.

11 Victor A. Friedman, Contact and Consciousness in the Balkan Sprachbund, in: Victor A.

daher als eine Art Ahnherrn, der die vergleichende Untersuchung der slawischen, altbalkanischen (Albanisch, bei Kopitar noch nicht das Neugriechische), romanischen (Rumänisch, Aromunisch, Judezmo/Judenspanisch der Sepharden), türkischen und Romani-Sprachen begründete.

War Kopitar der Mann der Handschriften und Bibliotheken, so eröffnete Ami Boué (1794–1881), aus einer Hamburger Hugenottenfamilie stammend, den langen Reigen österreichischer Balkanreisender bzw. im Feld arbeitender Wissenschaftler. Seine Interessen waren nicht nur geographisch, historisch und archäologisch, sondern auch stark naturwissenschaftlich geprägt: Boué kam von der Geologie, und sein Hauptwerk »*La Turquie d'Europe*« (Paris 1840, dt. Wien 1889) bot ein umfassendes Panorama von der Volkskunde bis zur Meteorologie. Boué war in vielem ein wissenschaftlicher Pionier: die von ihm bereisten Gebiete im heutigen Bosnien, Serbien und Makedonien hatte zuvor kein europäischer Forschungsreisender betreten, und Boués Feldforschung bedeutete für die europäische Kartographie eine Revolution, da erstmals durch Autopsie die bis dahin gültigen Aussagen der antiken Geographen überprüft werden konnten. Vor Boué hatten die osmanischen Behörden aus Sicherheitsüberlegungen fremde Reisende von strategisch sensiblen Gegenden ferngehalten.

Am konsequentesten verwendete den Südosteuropabegriff Johann Georg von Hahn (1811–1869). Hahn stammte aus Hessen und trat in den Verwaltungsdienst des jungen griechischen Staates ein, wechselte aber auf Empfehlung des auch als politischer Schriftsteller herausragenden österreichischen Diplomaten Anton Prokesch von Osten¹² 1847 in den konsularischen Dienst der Donaumonarchie, zuerst im epirotischen Ioannina, dann ab 1851 bis zu seinem Tode auf der damals als Hafen wichtigen Ägäisinsel Syros.¹³ War Kopitar Anreger und Mitbegründer einer sprachwissenschaftlichen Balkanforschung in Wien, so legte von Hahn die Fundamente der in Österreich stets bedeutsamen Albanologie: seine »*Albanesische[n] Studien*« (Jena 1854) sind bis heute ein Grundlagenwerk jeder Beschäftigung mit dem albanischen Raum und seiner Kultur. Sprachwissenschaft, Volkskunde (besonders Märchenforschung¹⁴), Anthropologie, Geographie, Geschichte vereinigen sich als umfassendes wissenschaftliches Programm in Hahns opus magnum. Hahn wirkte durch seine sprachwissenschaftlichen Interessen stark auf seine albanischen Gewährsleute ein, die in

Friedman, *Studies on Albanian and other Balkan languages*, Peja: Dukagjini 2003, 457–477, hier 472.

12 Daniel Bertsch, *Anton Prokesch von Osten (1795–1876). Ein Diplomat Österreichs in Athen und an der Hohen Pforte. Beiträge zur Wahrnehmung des Orients im Europa des 19. Jahrhunderts*, München: Oldenbourg 2005.

13 Gerhard Grimm, *Johann Georg von Hahn*, Wiesbaden: Harrassowitz 1964.

14 Johann Georg von Hahn, *Griechische und albanesische Märchen*. 2 Bde., Leipzig: W. Engelmann 1864.

der Folge wichtige Beiträge zur Entwicklung einer albanischen Schriftsprache leisteten. Im Auftrag der österreichischen Regierung erforschte Hahn das Innere der Balkanhalbinsel (heutiges Ostalbanien, Makedonien, Kosovo, Serbien, Nordgriechenland), um Möglichkeiten eines Bahnbaus von Belgrad nach Saloniki und der Flussschifffahrt an Drin und Vardar zu erkunden. Seine geographisch-landeskundlichen Studien veröffentlichte er an der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.¹⁵ Neben Boué kann Hahn als eigentlicher Begründer der geographischen Balkankunde gelten: um 1860 konnte der innere Balkan mit einiger Sicherheit kartographisch erfasst werden. Erst damals wurde die Idee eines riesigen Gebirges, das von der Adria bis zum Schwarzen Meer reichte (catena mundi, Weltenkette), in das Reich antiker Mythen verwiesen.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die in und von Wien aus betriebene und geförderte Balkanforschung ein ausgereiftes Forschungsprogramm erarbeitet und in großen Werken bereits umgesetzt. Kennzeichnend war zum ersten die Erfassung des gesamten Balkans, was sich damals freilich politisch noch einfacher darbot. Mit Ausnahme des seit 1815 autonomen Serbien und des seit 1830 unabhängigen Griechenland gehörte die gesamte Balkanhalbinsel zum Osmanischen Reich, die Fürstentümer Walachei und Moldau unterstanden ihm als tributpflichtige Vasallenstaaten. Ami Boués »europäische Türkei« war also eine politische Bezeichnung (türkisch=osmanisch), während Kopitar und Hahn ihre Raumkonzeption von politischen Bezügen lösten – und ihrerseits damit eine letztlich hochpolitische Begrifflichkeit einführten. Denn wenn der Raum südöstlich und südlich der Reichsgrenzen nicht mehr als »türkisch/osmanisch« erfasst wurde, sondern unter einem rein geographischen Begriff, wurde er damit auch entosmanisiert, ein Prozess, der mit der Lösung Serbiens und Griechenlands bereits begonnen hatte und den die Donaumonarchie genauestens beobachtete und zu beeinflussen trachtete. Boué wie Hahn waren an der Ausarbeitung von Plänen beschäftigt, die der verkehrstechnischen Durchdringung des Balkans von Österreich aus dienten, und damit auch der Ausdehnung der österreichischen Vormachtstellung auf dem Balkan. Die Verschränkung von wissenschaftlicher Pionierarbeit und einer im weitesten Sinne politischen Dimension dieser Tätigkeit war also schon früh in der Wiener Balkanforschung angelegt. Doch auch jene Gelehrten, die keine Feldforschung betrieben, sollten in der politischen Geschichte des Balkans eine ganz herausragende Stellung einnehmen.

15 *Reise von Belgrad nach Salonik*, Wien: Kaiserliche Akademie der Wissenschaften 1858; *Reise durch die Gebiete des Drin und Wardar*, Wien: Kaiserliche Akademie der Wissenschaften 1863.

2. Die institutionalisierte Balkanforschung in Wien

Aus der vorinstitutionellen Phase erwachsen dauerhafte wissenschaftliche Einrichtungen der Balkanforschung. Es war der bedeutendste Schüler Kopitars, Franz Ritter von Miklosich, der nach einer Laufbahn an der Hofbibliothek auf den 1849 eingerichteten Lehrstuhl für slawische Philologie berufen wurde und von dieser Stellung aus eine umfassende philologische und kulturhistorische Wirkung entfaltete, die weit über den Bereich der slawischen Sprachen hinausgriff.¹⁶ Die Bedeutung des Gelehrten Miklosich und des von ihm vertretenen Faches wird schon bei einem Blick auf seinen *cursus honorum* deutlich: 1850 wurde er zum ordentlichen Universitätsprofessor ernannt, 1851 zum Mitglied der Kaiserlichen Akademie gewählt, 1854 bekleidete er das Amt des Rektors der Universität Wien, von 1854 bis 1879 saß er der Prüfungskommission für Mittelschullehrer vor, 1862 wurde er in das Herrenhaus berufen, 1864 in den erblichen Adelsstand erhoben. »Miklosich zählte [...] auch zu jener geistigen Elite der Slawen Österreichs, die es im Staate und in der Welt zu großem Ansehen und zu hohen Ehren brachten«.¹⁷ Das wissenschaftliche Werk übertraf jedoch noch die glanzvolle Ämterlaufbahn: 34 Bücher in 44 Bänden, 108 oftmals umfangreiche Aufsätze umfasst sein Œuvre, das mit einer Rezension von Franz Bopps *Vergleichender Grammatik* in den »Jahrbüchern der Literatur« 108 (1844) 43 – 70 einsetzte. Damit hatte Miklosich sein Interessensgebiet gleichsam in nuce abgesteckt.

Philologische und historische Grundfragen der kirchenslawischen Kultur; philologische Erschließung und die Edition der ältesten slawischen Sprachdenkmäler, systematische Bestandsaufnahme des Wort- und Formenbestandes aller slawischen Sprachen, Eingliederung der slawischen Sprachen in die europäische vergleichende und historische Sprachforschung, Erfassen der Kontakte der slawischen Sprachen mit ihren Nachbarsprachen (Lehngut, Germanoslavica, Balkanlinguistik), Erkennen der slawi-

16 Walter Lukan (Hg.), *Franz Miklosich (Miklošič): neue Studien und Materialien anlässlich seines 100. Todestages* (Österreichische Osthefte. Sonderheft 33), Wien: Typographische Anstalt 1991; Katja Sturm-Schnabl (Hg.), *Der Briefwechsel Franz Miklosich's mit den Südslawen*, Maribor: Obzorja 1991; Jože Toporišič (Hg.), *Miklošičev zbornik*, Ljubljana: Slovenska Akademija Znanosti in Umetnosti v Ljubljani 1992; zur Geschichte der älteren Wiener Slawistik grundlegend ist die Abhandlung von Stanislaus Hafner, *Geschichte der österreichischen Slawistik*, in: Josef Hamm/Günther Wytzens (Hg.), *Beiträge zur Geschichte der Slawistik in nichtslawischen Ländern*, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1985, 11 – 88; Juliane Besters-Dilger/Heinz Miklas (Hg.), *Slawistik an der Universität Wien 1849–1999*, Wien: Institut für Slawistik 1999; Giovanna Brogi Bercoff/Pietre Gonneau/Heinz Miklas (Hg.), *Contribution à l'histoire de la slavistique dans les pays non slaves/ Beiträge zur Geschichte der Slawistik in den nichtslawischen Ländern*, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2005; *150 Jahre Slawistik an der Universität Wien* = Wiener Slavistisches Jahrbuch 45 (1999).

17 Hafner, *Geschichte*, 48.

schen Volkskulturen von der Sprache her und nicht zuletzt das Bewußtsein, als Wissenschaftler zwischen der westeuropäischen und der ost- und südosteuropäischen Wissenschaft vermitteln zu müssen,

umreißt Stanislaus Hafner Miklosichs wissenschaftliches Programm.¹⁸ Dieses wandte sich ganz der älteren Geschichte slawischer und nichtslawischer Sprachen und Kulturen des Balkans zu, wobei er als Vorbilder Jacob Grimm und Wilhelm von Humboldt ansah; die Literatur seiner Zeit ließ er außer Betracht. Sehr wohl aber beteiligte er sich an sprachpolitischen Unternehmungen wie dem »Bečki književni dogovor«, jenem in Wien am 16. März 1850 von mehreren kroatischen und serbischen Intellektuellen verabschiedeten Programm einer serbokroatischen Schriftsprache. Zu Miklosichs Hauptwerken zählen die *Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen*, 2 Bde., Wien 1852–1856 und erweitert in 4 Bde. 1875–1883; das *Lexicon palaeoslovenico-graeco-latinum*, Wien 1862–1865 sowie das *Etymologische Wörterbuch der slavischen Sprachen*, Wien 1886. Bis weit in das 20. Jahrhundert verwendet wurden seine Ausgaben byzantinischer und mittelalterlicher slawischer Urkunden in kyrillischer Schrift.¹⁹ In seinen Arbeiten zum Altkirchenslawischen verfocht er die Theorie, dieses sei im pannonischen Raum von Vorfahren der Slowenen entwickelt worden, eine These, von der er trotz überzeugender Einwände nicht abwich. Zu einem Balkanforscher im umfassenden Sinne machten Miklosich Forschungen zu den Beziehungen zwischen einzelnen Balkansprachen, so den slawischen Elementen im Rumänischen und den Turzismen, vor allem aber auch seine Untersuchungen zum Albanischen und der Romasprache. Aufgrund der zwölfteiligen Akademieabhandlung *Über die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europa's* (Wien 1872–1881) darf man Miklosich auch als einen der Ahnherrn der kulturwissenschaftlichen Roma-Forschung ansehen.²⁰ Miklosich erhob die Philologie zur Leitdisziplin in der Wiener Beschäftigung mit dem Balkanraum. Sein Forschungsansatz entwickelte sich zu einem eigentlichen Paradigma.

Diese Entwicklung verdankte sich auch seiner Fähigkeit, mit Vatroslav Jagić (1838–1923) einen kongenialen Schüler heranzuziehen, der über Jahrzehnte eine zentrale Gestalt (süd-)slawischer Kultur in der Donaumonarchie und darüber hinaus darstellte und zudem der Institutionalisierung der Beschäftigung

18 Hafner, *Geschichte*, 48–49.

19 *Monumenta Serbica spectantia historiam Serbiae, Bosnae, Ragusii*, Wien: Braumüller 1858; gemeinsam mit Joseph Müller, *Acta et diplomata Graeca mediae aevi sacra et profana*. 6 Bde., Wien: C. Gerold 1860–1890.

20 Vgl. Birgit Igl, *Das Romani von Ajia Varvara: deskriptive und historisch-vergleichende Darstellung eines Zigeunerndialekts*, Wiesbaden: Harrassowitz 1996, 1–2; Viorel Achim, *The Roma in Romanian History*, Budapest: CEU Press 2004, 21–23.

mit dem Balkanraum einen weiteren Impetus verlieh.²¹ Jagić schuf mit dem »Archiv für slavische Philologie« ein Zentralorgan der neuen Wissenschaft, von dem er zwischen 1876 und 1920 37 Bände betreute. Als Wissenschaftsorganisator erkämpfte er Räumlichkeiten für sein wachsendes Institut. 1893 erwirkte er die Einrichtung einer zweiten Lehrkanzel, die sich mit slawischer Altertumskunde beschäftigen sollte, Geschichte also gleichsam als Hilfswissenschaft für die Königsdisziplin der Philologie. Die Berufung Konstantin Jirečeks (1854–1918) aus Prag stellt Jagićs größten wissenschaftspolitischen Erfolg dar. Sein eigenes Seminar wuchs zu einer Kadenschmiede slawischer Intellektueller heran:

In diesem gesamtlawisch geführten und recht liberal orientierten Seminar wurden bei einer Elite der slawischen Völker die Grundlagen für die wissenschaftliche Fundierung des potenzierten und differenzierten nationalkulturellen Gruppenbewußtseins der kleinen slawischen Völker geschaffen, die für die Bewältigung der intraslawischen Integrations- und Desintegrationsprozesse, zunächst innerhalb der gesamtösterreichischen Bildungseinheit und später beim Aufbau nationalstaatlicher Konzepte, bei gleichzeitiger Wahrung der gesamtlawischen Solidarität benötigt wurden.²²

Das wissenschaftliche Erbe Kopitars und Miklosichs setzte er im Sinne einer kulturwissenschaftlich ausgerichteten Philologie fort. Seine Forschungen galten altslawischen Textzeugen wie dem kurzlebigen Buchdruck im montenegrinischen Cetinje (1494) oder dem mittelbulgarischen Zlatoust/Chrysostomos. Sein Hauptwerk ist die 1913 in Berlin erschienene *Entstehungsgeschichte der kirchenslawischen Sprache*. Jagić führte auch Wissenschaftsgeschichte als neue Teildisziplin in die Diskussion ein. In seiner *Istorija slavjanskoj filologii*, Sankt-Petersburg 1910, umfasste er

das gesamte geistige Leben der slawischen Völker [...], wie es sich in ihren Sprachen, in schriftlichen Denkmälern, sowohl in den literarischen Werken einzelner Persönlichkeiten als auch in der kollektiven Kraft volkstümlichen Schaffens und schließlich auch in Glaubensdingen, Überlieferungen und im Brauchtum widerspiegelt.

Sein Schaffen konzentrierte sich auf

erstens wissenschaftliche Erörterungen über die slawischen Sprachen, indem [es] nicht nur die Sprachdenkmäler, sondern auch die Besonderheiten der Dialekte der lebendigen Sprachen untersucht und auch die Literatursprachen mit all ihren mitunter recht komplexen Entstehungs- und Entwicklungsbedingungen nicht unbeachtet läßt; zweitens: die Geschichte der slawischen Literaturen einschließlich der Bemühungen, ganze Epochen zu deuten und einzelne Werke zu werten, und drittens die Geschichte der

21 Die Bände *Međunarodni znanstveni skup o Vatroslavu Jagiću*, Zagreb: Hrvatski studiji sveučilišta 2005; Ivo Frangeš (Hg.), *Jagićev zbornik*, Zagreb: Zavod za Znanost o Književnosti 1986 zeugen von der anhaltenden Verehrung Jagićs besonders in Kroatien.

22 Hafner, Geschichte, 61–62.

Lebensweise (istorija bytovuju), die die Eigentümlichkeiten des Volkslebens in allen ihren Erscheinungsformen zum Ausdruck bringt.²³

Im Gegensatz zu Kopitar und Miklosich kam den nichtslawischen Völkern des Balkans – welche die Mehrheit der Bevölkerung der Region bilden – in Jagićs Forschung kaum Bedeutung zu. Die eigenartige Verengung des Balkanbildes auf die Südslawen und dort wiederum auf die Westsüdslawen unter Vernachlässigung von Bulgaren und Makedoniern, wie sie auch in der Gegenwart zu beobachten ist, also ein eigentlicher »Jugozentrismus«, wurde bereits um 1900 von einem Gelehrten wie Jagić geprägt, dessen wissenschaftliche und politische Interessen, sofern sie den Balkan betrafen, stark auf die westsüdslawische Welt konzentriert waren. Freilich bestimmte Jagić die philologische Forschung nicht alleine – in der von ihm maßgeblich geprägten Balkan-Kommission der Akademie untersuchte Ljubomir Miletič das *Ostbulgarische* (1903) und die *Rhodopenmundarten der bulgarischen Sprache* (1912), Matteo Giulio Bartoli (1873–1946) *Das Dalmatische* sowie Paul Kretschmer und Karl Dietrich (1865–1935) neugriechische Dialekte. Jagićs ausgeprägtes Selbstbewusstsein wird auch an seiner umfangreichen Autobiographie erkennbar.²⁴ Eine Photographie, die Jagić neben den führenden serbischen Historikern Aleksa Ivić (1881–1948) und Jovan Radonić (1873–1956), letzterer ein führender Vertreter großserbischer Ideen, zeigt, bringt das geradezu patriarchalische Selbstverständnis Jagićs zum Ausdruck.²⁵ Unter seinen Schülern erlangten besonders Matija Murko, der noch von Miklosich ausgebildet worden war und als Erforscher bosnisch-muslimischer Heldenepik Bekanntheit erlangte (1861–1952), sein Nachfolger auf dem Wiener Lehrstuhl, der Spezialist für serbo-kroatische Dialektforschung Milan Rešetar (1860–1942), der Schriftsteller Ivan Franko (1856–1916), Paul Diels (1882–1963) sowie der Indogermanist und Albanologe Norbert Jokl (1877–1942) besondere Bedeutung. Vatroslav Oblak (1864–1896), der 1886–1891 bei Jagić studiert hatte, befasste sich mit dem Slowenischen, Bulgarischen und serbo-kroatischer Dialektologie; am bedeutendsten sind seine *Macedonischen Studien* (1896), in denen er die südlichsten slawischen Dialekte im Ägäischen Makedonien (heutiges Nordgriechenland), die der altkirchenslawischen Sprache zugrunde lagen, untersuchte.²⁶ Trotz aller Ausstrahlung im Fach und darüber hinaus – unter Jagić kam es zu einer thematischen Konzentration, oder wenn man will Verengung, auf die slawischen Sprachen. Zwar hatten Kopitar und

23 Hafner, Geschichte, 57–58.

24 *Spomeni mojega života*, Beograd: Srpska Kraljevska Akademija 1930.

25 Dejan Medaković, *Serben in Wien*, Novi Sad: Prometej 2001, 197.

26 Gerhard Neweklowsky, Der Beitrag der österreichischen Slawistik zur Erforschung der bosnischen, kroatischen und serbischen Dialekte, in: *Wiener Slavistisches Jahrbuch* 45 (1999) 119–126.

Miklosich ebenfalls den Schwerpunkt auf das Slawische gelegt, doch in ihren Forschungen stets den ganzen Balkan im Blick gehabt. Unter Jagić vollzog sich eine Wende – es entstand eine Slawistik, nicht eine Balkanphilologie. Balkanlinguistik wurde in Wien zunehmend außerhalb der Slawistik betrieben: hier kommt der Indogermanistik und der Romanistik eine herausragende Rolle zu. Mit Paul Kretschmer (1866–1956) und Wilhelm Meyer-Lübke (1861–1936) widmeten sich zwei der herausragenden Wiener Gelehrten der Jahrhundertwende den Sprachen des Balkanraumes. Kretschmer war 1899 als Ordinarius der allgemeinen vergleichenden Sprachwissenschaft nach Wien berufen worden und lehrte bis 1937.²⁷ Innerhalb des breiten romanistischen Werks des Schweizer Meyer-Lübke ist für die Balkanforschung sein Interesse für das Rumänische, das er in allen seinen vergleichenden Arbeiten immer mit einbezog, wie für das Albanische bedeutsam.²⁸ Seine Untersuchungen zur griechischen Sprachgeschichte übten einen starken Einfluss auf Schüler wie Norbert Jokl und Studenten aus den Balkanländern aus, so den bekannten rumänischen Linguisten Sextil Pușcariu (1877–1948), Professor in Czernowitz und Klausenburg, oder den Begründer der albanischen Linguistik Eqrem Çabej (1908–1980).²⁹

Mit der Berufung Konstantin Jirečeks an das Seminar für slawische Philologie verstärkte sich die disziplinäre Ausdifferenzierung der Wiener Balkanforschung:³⁰ Geschichte wurde einem eigenen Lehrstuhl übertragen, auch wenn dieser offiziell »slawische Altertumskunde« in enger Anbindung an die Philologie zum Gegen-

27 Georg Renatus Solta, Kretschmer, Paul, in: Deutsche Biographie, URL: <http://www.deutsche-biographie.de/ppn118888455.html> (abgerufen am 2.2.2015).

28 Die lateinischen Elemente im Albanesischen von G. Meyer, neubearbeitet von W. Meyer-Lübke, in: Gustav Gröber, *Grundriss der romanischen Philologie*. Bd.1., Strassburg: Trübner 1904–1906, 1038–1057; sowie: Romanisch, Albanisch, in: *Mitteilungen des Rumänischen Instituts der Universität Wien* 1 (1914) 1–42. Zur Beschäftigung mit dem Aromunischen s. die Skizze von Max Demeter Peyfuss, Aromunische Forschungen in Österreich im XIX. Jahrhundert, in: *Revue roumaine d'histoire* 35 (1996) 3–4, 203–221.

29 Shaban Demiraj, *Eqrem Çabej. Një jetë kushtuar shkencës*, Tirana: Akademia e Shkencave 2008, darin Çabejs Nachruf auf Kretschmer 210–215: »er bleibt einer der Klassiker der Linguistik, einer jener Gelehrten, die ein System erarbeitet haben und Ergebnisse vorlegten, die Bestand haben werden«; s. auch Zymer Neziri/Megzad Baliu (Hg.), *Eqrem Çabej*, Prishtina: Instituti albanologjik 2003; zur Wiener Romanistik: Robert Tanzmeister (Hg.), *Zeichen des Widerspruchs. Kritische Beiträge zur Geschichte des Wiener Instituts für Romanistik*, Wien: Institut für sozio-semiotische Studien 2002.

30 Walter Leitsch/Manfred Stoy, *Das Seminar für osteuropäische Geschichte der Universität Wien 1907–1948*, Wien–Köln–Graz: Böhlau 1983, 15–59; Alojz Ivanišević/Oliver Jens Schmitt, Konstantin Josef Jireček, in: Arnold Suppan u. a. (Hg.), *Osteuropäische Geschichte in Wien*, Innsbruck–Wien–Bozen: Studien Verlag 2007, 41–89 mit der einschlägigen Literatur. Die Wiener Balkangesichtsforschung ignorieren fast ganz: Reinhard Härtel, Geschichte des Mittelalters und Historische Hilfswissenschaften, und Fritz Fellner, Geschichte als Wissenschaft. Der Beitrag Österreichs zu Theorie, Methodik und Themen der Geschichte der Neuzeit, in: Karl Acham (Hg.), *Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften*. Bd. 4., Wien: Passagen Verlag 2002, 127–159 bzw. 161–238.

stand hatte. Zwar hatte Jireček auch einige Arbeiten zur Literaturgeschichte von Dubrovnik vorgelegt, doch verstand er sich in erster Linie als Historiker. Der aus einer hochgebildeten Prager Intellektuellenfamilie stammende Jireček verkörperte einen neuen Typus eines Lehrkanzelinhabers, da er keine rein universitäre Laufbahn verfolgt hatte. 1876 hatte er als 22jähriger eine Geschichte Bulgariens vorgelegt, das sich damals eben gegen die osmanische Herrschaft erhob. Damit war der junge Gelehrte europaweit berühmt geworden. Im autonomen Fürstentum Bulgarien wurde er als Staatssekretär für den Aufbau des Erziehungswesens berufen. So kam er in mehrjährigen intimen Kontakt mit der neuen bulgarischen Elite und erlebte das, was heute als »state-building« bezeichnet werden könnte. Enttäuscht von Intrigen und Parteikämpfen im jungen Staat, kehrte er an die Universität in Prag zurück, wo er zunächst Gegenwartsforschung betrieb. Seine Monographie zum *Fürstentum Bulgarien* von 1881 stellt eine umfassende wissenschaftliche Landesmonographie aufgrund eigener Feldforschung dar. Die strenge Wissenschaftlichkeit unterschied das Werk von den reiseberichtartigen Darstellungen älterer österreichischer Balkanforscher wie Ami Boué und Felix Kanitz.

Diese methodische Leistung geriet aber in den Schatten von Jirečeks Werk als Mittelalterhistoriker des westlichen Balkans. Noch vor seiner Berufung nach Wien hatte sich Jireček von der bulgarischen Geschichte ab- und der serbischen Geschichte zugewandt. Als erster erkannte er die herausragende Bedeutung des Archivs von Dubrovnik für die mittelalterliche Geschichte des Balkans. Die sehr großen Urkundenverluste in Bosnien, Serbien, Montenegro, Albanien und Bulgarien machen die archivalischen Denkmäler des alten Ragusa zur Schatzkammer des mittelalterlichen Balkans. Jireček erforschte diese Schätze in systematischer Weise über Jahrzehnte. Gegen Ende seines Lebens legte er als summa die *Geschichte der Serben* (2 Bde., Gotha 1911–1918) sowie die vierbändige Akademieabhandlung *Staat und Gesellschaft im mittelalterlichen Serbien* (Wien 1912–1919) vor. Die sorgfältige Bearbeitung im Sinne eines klassischen Positivismus hat die Bände gleichsam alterslos gemacht – sie bilden auch heute noch Ausgangspunkt jeder Beschäftigung mit dem serbischen Mittelalter. Methodisch wegweisend sind auch Jirečeks Arbeiten zum *Christlichen Element in der topographischen Nomenclatur der Balkanländer* (Wien 1897) und die Abhandlung *Die Romanen in den Städten Dalmatiens während des Mittelalters* (3 Bde., Wien 1901–1904). Ebenfalls über den südslawischen Bereich hinaus gingen seine Untersuchungen zum spätmittelalterlichen Albanien.

Während Jagić sich also auf das Slawische konzentrierte, führte Jireček das von Philologen geprägte Modell einer gesamtbalcanischen Perspektive weiter, die zwar die Südslawen in den Mittelpunkt stellte, aber auch Romanen und Albaner berücksichtigte. Griechen, Türken und Roma aber kamen bei Jireček nur am Rande vor. Das Verhältnis zwischen Jireček und Jagić, den beiden Ko-

ryphäen der Wiener Balkanforschung um die Jahrhundertwende erwies sich als vielschichtig: Jagić sah sich offenbar als *primus inter pares*, der Jireček zu dem Wiener Lehrstuhl und dann zur Wahl in die Akademie verhalf, der Jireček auch privat einlud, zugleich aber in dem jüngeren Kollegen eine ausführende Kraft seiner wissenschaftlichen Pläne sah. Jirečeks eigene Vorhaben wurden in der Balkan-Kommission der Akademie nie umgesetzt. Hatte Jagić 1893 gewünscht, dass Jireček besonders auch byzantinische Geschichte betriebe, so wurde er enttäuscht (und brachte dies in seinen Erinnerungen auch zum Ausdruck). Jireček begründete in Wien keine Byzantinistik – diese baute erst Herbert Hunger (1914–2000) nach 1945 auf – überhaupt blieb Jirečeks Nachwirkung in Wien gering, da er keinen kongenialen Wiener Schüler hatte. Umso bedeutsamer wirkte er auf die Wissenschaft in den Balkanländern ein: eine ganze Generation vor allem bulgarischer und serbischer Geisteswissenschaftler war bei ihm ausgebildet worden, und sein methodischer Ansatz wirkt besonders in der serbischen Mittelalterforschung bis in die Gegenwart nach.

Jireček verstand sich selbst als Archivforscher und Quellenkritiker. Seine Sprache ist ausgesprochen nüchtern und stand im Widerspruch zu nationalromantischen Erzählungen, wie sie zu seiner Zeit in Serbien, Bulgarien und Rumänien gerade von neuen sogenannten Kritischen Schulen überwunden wurden, wobei der Wiener Einfluss im serbischen Fall besonders spürbar war. In der Erschließung archivalischen Materials und der Interpretation bedeutender schriftlicher Quellen wie etwa des Gesetzbuches (*Zakonik*) des serbischen Zaren Stefan Dušan (1331–1355) erblickte Jireček die Hauptaufgabe historischer Forschung. Jireček war kein Programmatischer in dem Sinne, dass er sein wissenschaftliches Credo ausführlich begründet hätte. Problematisch erwies sich sein Erbe in der impliziten Schaffung eines serbischen Geschichtsraumes, in den Bosnien und auch Dubrovnik miteinbezogen wurden, eine Sichtweise, die in der heutigen serbischen Mittelalterforschung weiterhin vorherrscht. Jireček konstruierte diesen Raum vornehmlich aufgrund des von ihm aufgefundenen Materials: neben Serbien wurden Bosnien und Dubrovnik selbst von dem Material im ragusanischen Archiv am besten beleuchtet. Da Jireček versuchte, Tagespolitik aus seinem Werk fernzuhalten, setzte er sich kaum mit politischen Raumkonzepten seiner Zeit auseinander. Diese Verweigerung machte sein Werk aber nicht gefeit vor nationalpolitischer Vereinnahmung. Die Verehrung für Jireček, die bis heute anhält, äußert sich auf verschiedene Weise: die deutsche Südosteuropa-Gesellschaft verleiht eine Jireček-Medaille an herausragende Wissenschaftler aus Südosteuropa. Die Reverenz gilt aber nur dem Namen Jirečeks. In deutscher Sprache sind seine Werke nicht neu aufgelegt worden, und die Südosteuropa-Gesellschaft mit ihrem Interesse an Gegenwartsfragen zeigt kaum Interesse an jener Epoche, die im Mittelpunkt von Jirečeks Schaffen stand.

In Bulgarien und Serbien hingegen wird Jireček als Gelehrter im jeweiligen

nationalen Rahmen betrachtet. Jirečeks gesamtbalcanische Interessen gehen in diesem Blick verloren. Besondere Wertschätzung brachten ihm die Vordenker kurzlebiger balcanischer Einheitsbestrebungen entgegen, die in der Zwischenkriegszeit einen starken Balcanstaat und einen Balcanismus als Modell des »Dritten Wegs« errichten wollten.³¹ Heute wird Jireček außerhalb sehr kleiner Fachzirkel kaum mehr gelesen, obwohl viele seiner Ergebnisse von jüngeren Forschungen bestenfalls ergänzt, kaum aber überholt worden sind. Ohne Zweifel aber ist Konstantin Jireček der bedeutendste Balcanhistoriker, ja der wichtigste Historiker des östlichen Europa überhaupt, der je an der Wiener *alma mater* gelehrt hat.

Nicht nur Jireček entglitt Jagićs Zugriff, auch institutionell bahnte sich eine einschneidende Veränderung an, als 1907 ein Seminar für osteuropäische Geschichte eingerichtet wurde, ein Jahr nachdem Berlin eine ähnliche Einrichtung erhalten hatte.³² Es handelte sich um ein stark politisch geprägtes Unterfangen, bei dem der frühere österreichisch-ungarische Botschafter in St. Petersburg, Fürst Franz de Paula Liechtenstein, eine bedeutsame Rolle spielte. Das Seminar sollte sich mit den Nachbarn der Monarchie im Osten und Südosten auseinandersetzen. Jireček wurde provisorischer Leiter des Seminars, bot seine Lehrveranstaltungen jedoch weiterhin unter »Slavischer Philologie« an. Neben Jireček versuchte sich Hans Uebersberger (1877–1962) einen Namen zu verschaffen, der die russische Geschichte zu betreuen hatte. War Jireček von frühen Erfahrungen in der Politik ganz zur Wissenschaft zurückgekehrt, so trat mit Uebersberger der politisch ehrgeizige, in den Medien präsenste Historiker auf, der oftmals eher einem Historiker-Publizisten glich. Die Einrichtung des Seminars führte zu einer institutionellen Trennung von Philologie und Geschichte, die erst 2013 durch die Vereinigung der Fachbibliotheken Slawistik und Osteuropäische Geschichte sowie die Einrichtung eines gemeinsamen Studienganges nach über hundert Jahren wenigstens teilweise wieder aufgehoben wurde. In den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg kam die Wiener Balcanforschung, wengleich deutlich zögernder als die ungarische Balcanistik, mit einer Dimension in Berührung, die Jireček seit seiner bulgarischen Zeit gemieden hatte.

31 *Balkan i Balkanci*, 157.

32 Leitsch/Stoy, *Seminar*, 60–101.

3. Österreichisch-ungarische Wissenschaft und Politik auf dem Balkan

In eine neue Epoche der Verquickung von Wissenschaft und Politik trat die Wiener Balkanforschung mit der Okkupation Bosnien-Herzegowinas 1878 ein. Zum Aufbau einer Verwaltung gehörte auch die Einrichtung wissenschaftlicher Institutionen. Diese dienten neben der wissenschaftlichen Forschung auch der Entwicklung einer eigenen bosnischen Landesidentität. Wissenschaft und Politik verschränkten sich in der österreichisch-ungarischen Elite in besonders enger Weise. Es wurde ein eigenes österreichisch-ungarisches Modell des Aufbaus von Nationen auf dem Balkan entwickelt, das sowohl im Falle der muslimischen Bosnier wie der Albaner zum Tragen kam. Hierbei kam insbesondere ungarischen Elitevertretern große Bedeutung zu, während Vertreter der westlichen Reichshälfte deutlich zurückstanden. Wegen der engen Verbindung der ungarischen mit der Wiener Balkanforschung und den politischen Weiterungen für die Gesamtmonarchie ist der Gegenstand aber auch in unserem Zusammenhang bedeutsam. Ein Blick auf einige herausragende Vertreter dieses Paradigmas der Verflechtung von Wissenschaft und Balkanpolitik soll dies veranschaulichen.

Benjámín Kállay von Nagykovács (1839–1903) verfasste nicht nur eine bedeutende Geschichte des serbischen Aufstands (dt.1910), sondern prägte auch die Serbienpolitik der Monarchie als Geschäftsträger in Belgrad, als Gemeinsamer Finanzminister und damit auch Hauptverantwortlicher für die Verwaltung Bosniens und der Herzegowina. Sein Plan einer bosnischen Landesidentität für alle Bewohner ungeachtet der Konfessions- und Religionszugehörigkeit scheiterte aber.³³ Mit Kállay verbunden war der zweite Vertreter der ungarischen Balkanforschung und -politik, der zudem ein besonderes Naheverhältnis zur Wiener historischen Balkanforschung pflegte: Ludwig (Lajos) von Thallóczy (1857–1916), ein magyarisierter Ungarndeutscher (eig. Strommer), wurde zu einem der Begründer der mittelalterlichen bosnischen und albanischen Geschichte.³⁴ Im Auftrag des Ballhausplatzes verfasste Thallóczy auch die erste albanische Geschichte, die vom Außenministerium unter dem Namen des albanischen Übersetzers Zef Curani und dem fiktiven Erscheinungsort Alexandria in Ägypten verbreitet wurde.³⁵ Wie Kállay war Thallóczy eine treibende

33 Gerhard Seewann in: Matthias Bernath (Hg.), *Biographisches Lexikon der Geschichte Südosteuropas*. Bd. 2, München: Oldenbourg 1976, 321–323.

34 Dževad Juzbašić/Imre Röss/Andreas Gottsmann (Hg.), *Lajos Thallóczy. Der Historiker und Politiker*, Sarajevo – Budapest: Akademie der Wissenschaften und Künste von Bosnien-Herzegowina/Ungarische Akademie der Wissenschaften – Institut für Geschichte 2010.

35 Edition und Untersuchung bei: Ludwig von Thallóczy, *Të ndodhurat e Shqypnis prej nji Geye*

Kraft bei den »nation-building«-Vorhaben der Monarchie in Bosnien wie Albanien. In beiden Fällen ging es der Monarchie darum, die serbische Expansion abzulenken, einmal, indem die südslawischen Muslime Bosniens als eigene nationale Gemeinschaft konstituiert wurden – und nicht als »muslimische Serben« –, zum anderen, indem die muslimischen, katholischen und orthodoxen Albaner zu einer Nation zusammengefasst wurden, die die serbische Expansion zur Adria blockieren sollte. Dabei wirkten in der Donaumonarchie kleine Zirkel von Wissenschaftler-Politikern zusammen, die in ihre Unternehmungen auch Gelehrte einbanden, die der Politik fernstanden.³⁶ Die Forschung war so gewiss politisiert, doch wurde sie auf höchstem Niveau betrieben. Mit Kállay verband Thallóczy die unmittelbare politische Tätigkeit: am Aufbau eines albanischen Staates nahm er regen Anteil und entwarf sogar albanische Landesflaggen;³⁷ im Ersten Weltkrieg wirkte er als Zivillandeskommissär in Serbien.³⁸ Österreichische, in der Regel an Wien gebundene Gelehrte wirkten an diesen Projekten ebenfalls mit, doch fällt auf, dass sie im Gegensatz zum ungarischen Modell keine Doppelfunktionen bekleideten.³⁹ Konstantin Jireček beteiligte sich in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg gemeinsam mit Thallóczy und dem kroatischen Gelehrten Milan von Šufflay (1879–1931, ermordet von serbischen Agenten) an der Herausgabe der *Acta et diplomata res Albaniae mediae aetatis illustrantia* (2 Bde., Wien 1913–1918), dem noch heute gültigen Quellenwerk zur mittelalterlichen albanischen Geschichte – dass 1912–1914 serbische und österreichisch-ungarische Diplomaten mittelalterliche Dokumente verwendeten, um Grenzen zu ziehen, hebt die Bedeutung dieser Balkanmediävistik zusätzlich hervor. Die drei Gelehrten trugen auch die Heraus-

që don vendin e vet. Përktheu nga gjermanishtja Stefan Zurani. Transkriptoi, dokumentoi e komentoi Raim Beluli, Shkodër: Botime Françeskane 2008.

- 36 Krisztián Csaplár-Degovics, Ludwig von Thallóczy und die Historiographie Albaniens, in: *Südost-Forschungen* 68 (2009) 205–246; Krisztián Csaplár-Degovics, Ludwig von Thallóczy und die Albanologie: Skizzen eines Experiments zur Nationsbildung, in: Dževad Juzbašić/Imre Röss/Andreas Gottsmann (Hg.), Lajos Thallóczy. Der Historiker und Politiker, Sarajevo – Budapest: Akademie der Wissenschaften und Künste von Bosnien-Herzegowina/Ungarische Akademie der Wissenschaften – Institut für Geschichte 2010, 141–163, ausführlich auch Nathalie Clayer, *Aux origines du nationalisme albanais*, Paris: Karthala 2007, 160–170.
- 37 Csaplár-Degovics, Ludwig von Thallóczy, 160–161; als Heraldikforscher war Thallóczy dazu auch besonders befähigt.
- 38 Dániel Szabó, Lajos Thallóczy als Zivillandeskommissär im besetzten Serbien, in: Dževad Juzbašić/Imre Röss/Andreas Gottsmann (Hg.), Lajos Thallóczy. Der Historiker und Politiker, Sarajevo–Budapest: Akademie der Wissenschaften und Künste von Bosnien-Herzegowina/Ungarische Akademie der Wissenschaften – Institut für Geschichte 2010, 171–180.
- 39 Kurt Gostentschnigg, Die Verflechtung von Wissenschaft und Politik am Beispiel der österreichisch-ungarischen Albanologie, in: *Südost-Forschungen* 58 (1999) 221–245; Kurt Gostentschnigg, Albanerkonvikt und Albanienkomitee. Instrumente der Handels- und Verkehrspolitik Österreich-Ungarns gegenüber Albanien im Dienste des informellen Imperialismus, in: *Südost-Forschungen* 65/66 (2006/2007) 313–337.

gabe der *Illyrisch-albanischen Forschungen*, eines heute noch grundlegenden Sammelbandes zur älteren albanischen Geschichte, der ebenfalls serbischen Ansprüchen auf die Region von Shkodra und Lezha in Nord- und Mittelalbanien mit historischen Argumenten entgetreten sollte. Der Unterschied zwischen dem politisch tätigen Thallóczy und dem sich auf seine Forschung bewusst beschränkenden Jireček wird gerade in diesem Werk deutlich. Weitere Quellenpublikationen Thallóczy's dienten der symbolischen Absteckung ungarischer Interessen in der Adria.⁴⁰

Im Umfeld der österreichisch-ungarischen Verwaltung Bosnien-Herzegowinas entwickelte sich auch die mit Wien eng verflochtene Balkanarchäologie, die mit dem Namen von Carl Patsch (1865–1945) untrennbar verbunden ist.⁴¹ Patsch wirkte als Kustos des »Landesmuseums für Bosnien-Herzegowina« in Sarajevo (1898–1918) und als Leiter des »Bosnisch-herzegowinischen Instituts für Balkanforschung« (1904–1918). Sohn eines deutschböhmischen Gutsverwalters Tiroler Abstammung, war er teilweise in Wolhynien aufgewachsen und brachte von Haus aus Kenntnisse des Tschechischen, Polnischen und Russischen mit. Nach seiner in Prag verteidigten Dissertation zu *Strabos Quellen zur Geschichte seiner Zeit* (1889) ging er 1893 als Gymnasiallehrer nach Sarajevo und entfaltete eine ausgedehnte Reisetätigkeit in Bosnien und der Herzegowina. Die Entdeckung des heiligen Hains des Quellgotts Bindus bei Bihać, der von dem illyrischen Stamm der Japoden verehrt wurde, machte Patsch bekannt. Patsch begründete nicht nur die althistorische und archäologische Erforschung Bos-

40 Joseph Gelcich/Ludovicus Thallóczy, *Diplomatarium relationum Reipublicae Ragusanae cum Regno Hungariae*, Budapest: Magyar Tudományos Akadémia 1887; vgl. Andreas Gottsmann, Ludwig von Thallóczy und die österreichisch-ungarischen Interessen am Adriaraum, in: Dževad Juzbašić/Imre Ress/Andreas Gottsmann (Hg.), Lajos Thallóczy. Der Historiker und Politiker, Sarajevo–Budapest: Akademie der Wissenschaften und Künste von Bosnien-Herzegowina/Ungarische Akademie der Wissenschaften – Institut für Geschichte 2010, 129–139.

41 Karl Nehring, Der im Südost-Institut aufbewahrte Nachlaß von Carl Patsch. Briefe an Carl Patsch 1888–1914, in: *Südost-Forschungen* 57 (1998) 287–294; Rudolf Egger, Carl Patsch, in: Akademie der Wissenschaften Wien (Hg.), Almanach für das Jahr 1945/95 (1947) 163–182; Alois Hajek, Carl Patsch, in: *Südost-Forschungen* 12 (1953) 263–269; Leitsch/Stoy, *Seminar*, 154–171. Bedeutsam ist der von Daniel Baric herausgegebene Band *Archéologies méditerranéennes* (Revue germanique internationale 16), Paris 2012, darin zu Patsch: Daniel Baric, Archéologie classique et politique scientifique en Bosnie-Herzégovine habsbourgeoise: Carl Patsch à Sarajevo (1891–1918), 73–85 (unter Benützung von Patschs Autobiographie, die im Münchner Hauptstaatsarchiv liegt); Nathalie Clayer, Carl Patsch et le Musée national de Tirana (1922–1935): Construction nationale et expertise muséologique, 87–100; Tchavdar Marinov, Entre Berlin, Vienne et Sofia: la contribution germanophone dans la formation des études thraces en Bulgarie, 105–113. Zur Geschichte der österreichischen Archäologie Ingomar Weiler, Alte Geschichte, Klassische Archäologie und Altertumskunde, in: Karl Acham (Hg.), *Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften*, Bd. 4., Wien: Passagen Verlag 2002, 83–126, der allerdings auf Patsch nicht näher eingeht.

niens, er wirkte auch als Wissenschaftsorganisator, sowohl in den von ihm geleiteten Instituten wie über die Zeitschriften »Glasnik zemaljskog muzeja« und die »Wissenschaftliche[n] Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina«. ⁴² In der Reihe »Zur Kunde der Balkanhalbinsel« veröffentlichten österreichische und ungarische Balkanforscher wie Franz Baron Nopcsa (1877–1933) oder Theodor Ippen (1861–1935) grundlegende Studien zu Nordalbanien. Patsch selbst publizierte in acht Teilen *Archäologisch-epigraphische Untersuchungen zur Geschichte der römischen Provinz Dalmatien* (1896–1912), die Monographie *Die Lika in römischer Zeit* (1900), das auch geographisch-anthropologisch ausgerichtete Werk zum *Sandschak Berat in Albanien* (1904) sowie 1911 *Bosnien und die Herzegowina in römischer Zeit*.

Als die Schüsse von Sarajevo fielen, waren Wien und die mit ihm verbundenen Institutionen und Gelehrten zweifellos in jeder Hinsicht führend in der Erforschung des Balkans. Der Krieg führte nicht zwangsläufig zu einer Unterbrechung der Forschungen. Gerade die Archäologie konnte im 1916 besetzten Nord- und Mittelalbanien wichtige Ausgrabungen durchführen, die von Camillo Praschniker (1884–1949) und Arnold Schober (1886–1959) geleitet wurden, und in den Schriften der Balkankommission der Akademie 1919 ihre *Archäologischen Forschungen in Albanien und Montenegro* vorlegten. ⁴³ Vertreter der Wiener albanologischen Linguistik wirkten entscheidend an der »Komisia letrare« in Shkodra mit (1916–1918), die unter österreichischer Verwaltung die Grundlage einer modernen albanischen Schriftsprache legte – albanische wie österreichische Wissenschaftler arbeiteten hier zusammen, ein Beispiel dafür, dass von einem einseitigen Wissenstransfer nicht gesprochen werden kann, vielmehr von einer wechselseitigen Befruchtung von Theorieangebot und empirischer Evidenz. ⁴⁴

4. Die Wiener Balkanforschung nach dem Ende der Monarchie

Der Zusammenbruch der Donaumonarchie bedeutete auch für die Wiener Balkanforschung das Ende einer Epoche. Es war mehr als symbolisch, dass ihre beiden führenden Vertreter, Konstantin Jireček und Vatroslav Jagić, 1918 bzw. 1920 verstarben und ihre Lehrstühle vorübergehend vakant blieben. Die

42 Oliver Bagarić, *Museum und nationale Identitäten: eine Geschichte des Landesmuseums Sarajevo*, in: *Südost-Forschungen* 67 (2008) 144–167.

43 Hermann Veters, Praschniker, Kamillo (Camillo), in: *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1980*. Bd. 8, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1983, 241; Gudrun Wlach, *Arnold Schober – Leben und Werk*, *Forum Archaeologiae* 63/VI/2012. URL: <http://farch.net> (abgerufen am 2. 2. 2015).

44 Tomor Osmani, *Komisija letrare shqipe në Shkodër 1916–1918*, Shkodër: CP 2012.

historische Balkanforschung wurde bis 1934 am Leben erhalten, da Carl Patsch, der von den Behörden des entstehenden südslawischen Staates 1918 gezwungen wurde, sein wissenschaftliches Lebenswerk in Sarajevo aufzugeben, nach Wien ging. Nach 1918 baute er zunächst das »Forschungsinstitut für Osten und Orient« auf. 1921 wurde er an die Universität berufen. Patsch lehrte auch an der Hochschule für Welthandel. Wieder bewies er Tatkraft bei der Errichtung wissenschaftlicher Einrichtungen. Sein »Institut für Balkankunde« sollte an der Hochschule angesiedelt sein, entwickelte sich aber schwebend zwischen dieser und der Universität.⁴⁵ Als Universitätsprofessor lehrte Patsch am Seminar für slawische Philologie, an dem vorerst der Lehrstuhl Jagićs bis zur Berufung von Fürst Nikolaj S. Trubeckoj (1890 – 1938) verwaist war, nach eigener Aussage

von der Ethnographie, Altertumskunde und Frühgeschichte der slavischen Völker ausgehend [...] die Geschichte der Balkanhalbinsel in vorrömischer, römischer und nachrömischer Zeit bis zur Besiedlung durch die Slaven und von da an die Geschichte der Südslaven im Mittelalter und in der frühen Neuzeit im Zusammenhang mit der Universalgeschichte.⁴⁶

Von seinem Lehrstuhl aus entfaltete Patsch eine reiche publizistische Tätigkeit, darunter sein »Meisterwerk«⁴⁷, die in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften erschienenen *Beiträge zur Völkerkunde Südosteuropas* (1925 – 1937). Die internationale Ausstrahlung Patschs wird an seinem umfangreichen Briefwechsel deutlich, den er mit führenden Balkangelehrten seiner Zeit unterhielt, so mit dem bedeutenden dalmatinischen Archäologen Don Frane Bulić (1846 – 1934), dem wichtigsten albanischen Linguisten des 20. Jahrhunderts, Eqrem Çabej (1908 – 1980), dem serbischen Mittelalterhistoriker Mihailo Dinić (1899 – 1970), dem bulgarischen Kunsthistoriker und späteren (von den Kommunisten hingerichteten) Ministerpräsidenten Bogdan Filov (1883 – 1945), dem serbischen Historiker und Politiker Stojan Novaković (1842 – 1915), von Wiener Wissenschaftlern wie Jireček, Norbert Jokl oder Fürst Nikolaj S. Trubeckoj ganz zu schweigen.⁴⁸ Als Patsch 1934 in den Ruhestand ging, wurde der Lehrstuhl, der sich der Balkangeschichte widmete, auf Betreiben des Unterrichtsministers Kurt von Schuschnigg nicht wieder besetzt. Die Leitung des Balkan-Instituts übernahm der mit Patsch eng befreundete Fürst Trubeckoj.⁴⁹ So setzte der Ständestaat der historischen Balkanforschung an der Universität Wien für lange Jahrzehnte ein institutionelles Ende.

45 Leitsch/Stoy, *Seminar*, 154 – 171.

46 So Patsch, zitiert bei Leitsch/Stoy, *Seminar*, 161.

47 So Gerhard Seewann in: Matthias Bernath (Hg.), *Biographisches Lexikon der Geschichte Südosteuropas*. Bd. 3, München: Oldenbourg 1976, 405 – 406.

48 Verzeichnis bei Nehring, Südost-Institut.

49 Leitsch/Stoy, *Seminar*, 169.

Mit Jireček und Carl Patsch hatte die Wiener Balkanforschung ein eigenes Profil gewonnen: sie nahm den Balkan als europäischen Kulturraum wahr, und nicht nur als Krisenherd. Das Interesse am Altertum und am Mittelalter sollte danach in der außerbalkanischen Forschung, in Mittel- und Westeuropa sowie Nordamerika, nie mehr so stark werden wie am Wiener Seminar zwischen 1893 und 1934. Die Schüler der beiden Gelehrten wirkten in ihren Ländern prägend, in Wien selbst aber versiegte ihr Einfluss. Der Verzicht Wiens auf eine historische Balkanforschung bedeutete, dass Österreich das Feld der aufstrebenden Konkurrenz in Rumänien, Jugoslawien und im Deutschen Reich überließ, wo 1930 in München das Südost-Institut gegründet wurde.⁵⁰ Das Belgrader »Balkanski institut« und das Bukarester »Institutul de studii balcanice« unter Leitung von Victor Papacostea (1900 – 1962) vereinigten führende Gelehrte, die in neugeschaffenen Zeitschriften mitwirkten. Besonders das Belgrader Institut diente auch den nationalen Plänen einer regionalen Hegemonie, verbrämt mit dem Motto »Der Balkan den Balkanländern«. Während in München und Bukarest die bis heute bestehenden »Südost-Forschungen« und »Revue des études sud-est européennes« (herausgegeben von dem 1913 von Nicolae Iorga [1871 – 1940] begründeten »Institut d'études sud-est européennes«), in Belgrad und Bukarest die wissenschaftlich hochwertigen, aber kurzlebigen Zeitschriften »Revue des études balkanologiques« und »Balcania« aus der Taufe gehoben wurden, war in Wien das »Archiv für slavische Philologie« verstummt.⁵¹ Wie sehr sich die Wiener und die Münchner Schule (und auch die kurzlebige Leipziger Schule unter Georg Stadtmüller) unterschieden, zeigt die Konzentration des Südost-Instituts auf für das Deutsche Reich außenpolitisch relevante Fragen und das deutsche Element in Südosteuropa. Zwar zeichnete sich die südosteuropäische Schule an der Münchner Universität bis zu Beginn des 21. Jahrhunderts durch enge Verbindung zur Byzantinistik und Osmanistik aus, doch wurde sie Opfer des Hanges deutscher Ministerialbürokratien, Regionalwissenschaft an gegenwartsaktueller Bedeutung zu messen, was dazu führte, dass sich die deutsche Balkangesichtsforschung in weiten Teilen auf die wissenschaftliche Bewältigung des zweimaligen Zerfalls Jugoslawiens verengt hat und den Balkan als mehrheitlich nichtslawischen Kulturraum aus den Augen verlor. Gewiss war auch die Wiener Balkanforschung nicht völlig frei von politischen Bezügen. Doch gerade der Vergleich mit der Budapester Balkanologie zeigt den anderen Zugang der Wiener Schule zum europäischen Südosten: er wurde als Kultur-

50 Dass der Münchner Leiter des Südost-Instituts Fritz Valjavec dies klar erkannte, zeigen Leitsch/Stoy, *Seminar*, 171.

51 Das Belgrader Institut gab Programmschriften heraus wie *Balkan i Balkanci* oder *Knjiga o Balkanu I*, Beograd: Izdanje Balkanskog Instituta 1936; zum Bukarester Institut s. Nicolae-Şerban Tanaşoca, En souvenir de Victor Papacostea, in: *Revue des études sud-est européennes* 50 (2012) 5 – 8; sowie Victor Papacostea, *La Balkanologie*, in: ebda., 9 – 19.

raum sui generis studiert, und nicht als europäisches Exotikum oder als Verlängerung eines als slawisch wahrgenommenen östlichen Europas.

Freilich fehlte 1934 auch ein geeigneter Nachfolger, der Jirečeks und Patschs Werk hätte würdig weiterführen können. Bis 1945 wurden wiederholt Pläne von sogar zwei Professuren für Balkangeschichte bzw. Geschichte Südosteuropas, wie es aus politischer Rücksicht auf regionale Empfindlichkeiten heißen sollte, erwogen, als Kandidaten aber fasste das Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Wien reichsdeutsche Professoren wie Georg Stadtmüller (1900–1985), den in Wien geborenen Fritz Valjavec (1909–1960) oder den 1945 berufenen, aber nie angestellten Byzantinisten Berthold Rubin (1911–1990) ins Auge. So blieb der am Seminar ausgebildete Extraordinarius Alois Hajek, Verfasser zweier zu Unrecht vergessener Bücher zur bulgarischen Geschichte des 19. Jahrhunderts, die viele schwer zugängliche bulgarische und russische Quellen erschließen. Hajek, der keinerlei internationale Strahlkraft erlangte,⁵² war wissenschaftlich letztlich ein Verwalter und Epigone.⁵³ Hatte Jireček die Balkanmediävistik geschaffen, Patsch die Grundlagen einer Alten Geschichte Südosteuropas gelegt, so beschränkte sich Hajek gerade einmal auf die Epoche von Jirečeks Jugendwerk. Der »lange Schlaf«, wie es Walter Leitsch und Manfred Stoy 1983 ausdrückten, der historischen Balkanforschung in Wien begann daher 1934.

Die Balkanforschung verlagerte sich bis 1938 vollständig in den Bereich der Sprachwissenschaft, wo sie aber bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten umso glänzender vertreten war – dieser Glanz ist mit dem Namen des Fürsten Trubeckoj verbunden, auf dem Feld der Albanologie mit jenem Norbert Jokl. Im Dezember 1918 hatte die Regierung Deutsch-Österreichs nichtdeutsche Professoren von ihren Verpflichtungen entbunden, was in der Slawistik mit Schwerpunkt Balkanforschung vor allem Milan Rešetar traf, der nach Agram berufen wurde. Im Dezember 1922 wurde der vakante Lehrstuhl nach einigem Zögern mit Trubeckoj besetzt. Dessen vielseitiges Schaffen kann hier nur mit Blick auf die Balkanforschung behandelt werden, seine allgemein slawistischen Arbeiten, seine Stellung als Theoretiker des Eurasiertums müssen unbeachtet bleiben. Neben Kristian Sandfeld (1873–1942) ist Trubeckoj maßgeblicher Begründer der Theorie des Balkansprachbunds, der den Zusammenhang der nicht näher verwandten Sprachen der Region untersucht. Am Ersten Internationalen Linguistikkongress in Den Haag 1928 formulierte Trubeckoj folgermaßen:

52 Alojs Hajek, *Bulgarien unter der Türkenherrschaft*, Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1925; *Bulgariens Befreiung und seine staatliche Entwicklung unter seinem ersten Fürsten*, München–Berlin: Oldenbourg 1939.

53 Leitsch/Stoy, *Seminar*, 185–193 zeichnen Hajeks Versuche nach, sich dem Ständestaat und dem NS-System anzupassen, sowie seine zeitweise Relegierung vom Lehrbetrieb nach 1945.

so gehört z. B. das Bulgarische einerseits zur slawischen Sprachfamilie (zusammen mit dem Serbokroatischen, Polnischen, Russischen u.s.w.), andererseits zum balkanischen Sprachbund (zusammen mit dem Neugriechischen, Albanesischen und Rumänischen).⁵⁴

Trubeckoj stand in einer Tradition der Balkanlinguistik, die bereits wesentliche Elemente dieser Gemeinsamkeiten herausgearbeitet hatte. Schon Kopitar hatte erkannt, dass der nachgestellte Artikel, der Verlust des Infinitivs sowie die Futurbildung mit »wollen« diesen Sprachen gemeinsam ist. Miklosich hatte auf die besondere Bildung der Zahlen von 11 bis 19 (»eins auf zehn, zwei auf zehn« usw.) hingewiesen. Die Vorstellung eines Balkansprachbunds wirkte weit über den wissenschaftlichen Bereich hinaus, belegte er doch eindrucksvoll, dass die Sprachgruppen des Balkans über Jahrhunderte hinweg in engster Beziehungen gestanden waren und keineswegs in uralter Erbfeindschaft gelebt hatten. Panbalkanische Vordenker knüpften gerne an die Wiener Schule an – Miklosich und Jireček etwa gehörten zu den Säulenheiligen des Belgrader »Balkanski institut«, das einen »Balkan und Balkanier« unter – freilich nicht offen deklariertes – großserbischer Herrschaft propagierte.⁵⁵ Trubeckoj's Wirken verhinderte aber nicht, dass, wie im Bereich der Geschichte, auch in der Sprachwissenschaft Wien nach 1918 seine führende Stellung verlor, die von Prag übernommen wurde. Das Schicksal des Gelehrten steht dabei sinnbildlich für die Gründe des Niedergangs: hatte der Ständestaat die historische Balkanforschung faktisch eingestellt, so verstarb Trubeckoj an den Strapazen von Verhören und Hausdurchsuchungen durch die Gestapo, denen er ausgesetzt war.⁵⁶

Ebenfalls ein Opfer des Nationalsozialismus wurde der führende Wiener albanologische Linguist der Zwischenkriegszeit, Norbert Jokl (1877 – 1942). Jokl war 1901 zum Doktor der Rechte promoviert worden und hatte danach bei

54 Helmut, Schaller, Geschichte der Südosteuropalinguistik, in: Uwe Hinrichs/Uwe Büttner (Hg.), *Handbuch der Balkan-Linguistik*, Wiesbaden: Harrassowitz 1999, 91 – 115, hier 107; Stanislaus Hafner/Heinz Miklas/Eleonore Ertl, Geschichte der österreichischen Slawistik, in: Giovanna Borgi Bercoff/Pierre Gonneau/Heinz Miklas (Hg.), *Contribution à l'histoire de la slavistique dans les pays non slaves*, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2005, 27 – 87, hier 27 – 45. Als Lehrer litt Trubeckoj am Typus der mittteleuropäischen Universität, die er als »eher unglückliche, hybride Bildung zwischen Fachausbildungs- und Forschungsstätte« empfand (35). Sein Schüler und Schwiegersohn A.V. Isačenko meinte, »er wollte und konnte sich weder dem nicht immer befriedigenden Niveau der Nachkriegshörerschaft, noch den allzu praktischen und simplistischen Anforderungen der Lehramtskandidaten anpassen und baute von allem Anfänge an seine Vorlesungen auf kompromisslos wissenschaftlicher Basis auf« (36). Zu Trubeckoj's Werk als Kulturtheoretiker s. Nikolaj S. Trubetzkoy, *Russland – Europa – Asien. Ausgewählte Schriften zur Kulturwissenschaft*, hg. von Fedor B. Poljakov. Redaktion und Vorwort von Heinz Miklas, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2005.

55 *Balkan i Balkanci*, 157.

56 Hafner/Miklas/Ertl, *Geschichte*, 45.

Vatroslav Jagić und Paul Kretschmer Indogermanistik, Romanistik und Slawistik studiert. 1908 legte er eine zweite Dissertation zum Thema *Ein urslavisches Entnasalierungsgesetz* vor. Er habilitierte 1913 und wurde 1923 zum außerordentlichen Universitätsprofessor und Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek ernannt. 1927 erhielt er den Titel eines Hofrats verliehen.⁵⁷ Jokl war Indogermanist und in diesem Feld vor allem Albanologe. Die sprachwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Albanischen war in Österreich seit von Hahn besonders in Graz (Gustav Meyer, 1850–1900) gepflegt worden. In zahlreichen Abhandlungen – eine größere Monographie legte er nicht vor – setzte sich Jokl mit der Sprachgeschichte des Albanischen im Zusammenhang mit dessen Nachbarsprachen auseinander.⁵⁸ In engem Briefwechsel stand er mit führenden Persönlichkeiten der österreichischen und ungarischen Albanerforschung wie Carl Patsch, dem kroatischen Gelehrten Petar Skok (1881–1956) oder dem ungarischen Geologen, Paläoanthropologen und Balkanreisenden Franz Baron Nopcsa. Den deutschen Historiker Georg Stadtmüller, der versuchte, die »Urheimat« der Albaner in der mittelalbanischen Mati-Region zu bestimmen, beriet er ebenfalls. Die albanische Gemeinschaft in Wien, aber auch herausragende Intellektuelle des jungen albanischen Staates hielten zu ihm regen Kontakt, so Aleksandër Xhuvani (1880–1961), der das albanische Bildungswesen aufbaute, Nikollë Gazulli (1895–1946), der Dichter Ndre Mjeda (1866–1937), Mark Harapi (1890–1973) und der albanische Nationaldichter, der Franziskanerpater Gjergj Fishta (1871–1940), den Jokl bei seiner einzigen Reise nach Albanien in Tirana im November 1937 persönlich traf.⁵⁹ Jokl veröffentlichte (posthum) eine Würdigung Fishtas in der diesem gewidmeten Gedenkschrift (1943).⁶⁰ Nach dem »Anschluss« Österreichs an das »Dritte Reich«

57 Hermann Ölberg (Hg.), *Acten des Internationalen Albanologischen Kolloquiums zum Gedächtnis an Univ. Prof. Dr. Norbert Jokl*, Innsbruck: AMOE 1977; Petrit Kotrri, *Norbert Jokl und seine Studien zur Albanischen Sprache*, Peja: Dukagjini 2003; Oskar Pfeiffer (Hg.), *Norbert Jokl – Sprachliche Beiträge zur Paläo-Ethnologie der Balkanhalbinsel*, Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1984; Ronald Zwanziger, *Norbert Jokl – Albanologe und Bibliothekar*, in: *Biblos* 31 (1982) 243–250; Triedhilde Krause, Vatroslav Jagić und Norbert Jokl in ihrer Korrespondenz, in: *Biblos* 41 (1992) 63–74; Utz Maas, *Verfolgung und Auswanderung deutschsprachiger Sprachforscher 1933–1945*, URL: <http://www.esf.uni-osnabrueck.de/biographien-sicherung/f/157-jokl-norbert> (abgerufen am 2. 2. 2015).

58 Z. B. Die magyarischen Bestandteile des albanischen Wortschatzes, in: *Ungarische Jahrbücher* 7 (1927) 2, 46–84; Balkanlateinische Studien, in: *Balkanarchiv* 4 (1925) 195–217.

59 Etliche von Jokls albanischen Kollegen wurden Opfer des anderen Totalitarismus des europäischen 20. Jahrhunderts: Gazulli wurde 1946 von den albanischen Kommunisten ermordet, Harapi starb im Elend; s. Koleç Topalli, *Communist Persecution in Albanian Studies*, URL: <http://www.albanianhistory.net/texts21/AH2010.html> (abgerufen am 29. 4. 2014).

60 Kotrri, *Norbert Jokl* 161–167. Die Hochachtung, die Jokl im kommunistischen Albanien genoss, wurde deutlich, als in den *Studime filologjike* 1972/4, 165–185, der offiziösen

wurde Jokl wegen seiner jüdischen Herkunft entlassen. Der Altorientalist Viktor Christian (1885 – 1963) schlug ihm vor, einen Antrag auf »gnadenweise Gleichstellung« mit »Mischlingen ersten Grades« zu stellen, was der Linguist Paul Kretschmer mit einem Gutachten unterstützte. Der Dozentenbund aber lehnte dies ab, und Christian und Kretschmer hatten beim Rektorat ebenfalls keinen Erfolg. Es begann ein jahrelanges Planen, um Jokl nach Albanien zu holen, wofür sich Italien und aus Albanien Aleksandër Xhuvani einsetzte. Als die Erlaubnis zur Auswanderung 1942 erteilt wurde, wollte Jokl nicht ohne seine Bücher ausreisen. Viktor Christian, damals Dekan, befand sich bereits in einem innerparteilichen Konflikt mit dem SD und glaubte, seine Stellung mit der Denunzierung Jokls zu verbessern. Jokl wurde umgehend von der Gestapo verhaftet. Christian und andere Nationalsozialisten wollten Hand auf Jokls albanisches Wörterbuch legen. Von Jokls Familie scheint niemand überlebt zu haben. Es ist unklar, ob Jokl in Wien an Misshandlungen gestorben ist oder in einem Sammellager Selbstmord verübte.⁶¹

Neben Jokl setzte Maximilian Lambertz (1882 – 1963)⁶² die albanologische Tradition besonders von Hahns fort; zugleich ist auch sein Schicksal mit den Fährnissen des 20. Jahrhunderts verbunden. Lambertz widmete sich besonders der Erforschung der albanischen Dichtung und Epik. Sein Interesse an der albanischen Kultur war im Kontakt mit Hirten im griechischen Theben entstanden, die der albanischsprachigen orthodoxen Gruppe der Arvaniten angehörten. Lambertz hatte im Krieg an der »Komisia letrare« mitgearbeitet und veröffentlichte 1922 eine Sammlung albanischer Märchen. Ihm verdankt man auch die Übersetzung des albanischen Nationalepos »Die Laute des Hochlands« von P. Gjergj Fishta sowie vergleichend angelegte Studien zur albanischen Epik im balkanischen Kontext.⁶³ Sein Versuch, sich in Wien zu habilitieren, scheiterte 1923. Als Sozialdemokrat wurde er 1934 aus dem Schuldienst entfernt. Nach einem Zweitstudium der evangelischen Theologie wurde er Lektor an der Universität Wien. Entfalten konnte sich Lambertz erst in der DDR: als Mitglied der

Zeitschrift für Geschichte seine Briefe an den albanischen Gelehrten und Bildungspolitiker Xhuvani ediert wurden.

61 Ausführliche Analyse der Akten bei Gerd Simon, Tödlicher Bücherwahn. Der letzte Universitätsrektor im 3. Reich und der Tod seines Kollegen Norbert JOKL, URL: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/buecherwahn.pdf> (abgerufen am 2.2.2015).

62 URL: http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_L/Lambertz_Maximilian_1882_1963.xml (abgerufen am 2.2.2015).

63 Maximilian Lambertz, *Albanische Märchen und andere Texte zur albanischen Volkskunde*, Wien: Alfred Hölder 1922; s. Shaban Sinani, Lambertz, studiues e mbledhës i traditës gojore shiqptare. Rreth koleksionit »Midis Drinit dhe Vjosës«, in: Ardian Marashi/Albert Rakipi (Hg.), *Shqipëri-Austri. Reflektim historiografik*. Tirana: Botimet albanologjike 2013, 249 – 266; Tefë Topalli/Edlira Bushati, Kontributi gjuhësor i Maximilian Lambertz në gazetën »Posta e Shqypniës«, in: ebd., 267 – 274.

KPD machte er rasch Karriere. Schon 1946 wirkte er als Dekan in Leipzig. Die Universität Wien, die ihm 1923 die Habilitation und 1938 die Approbierung der Dissertation verweigert hatte, verlieh ihm posthum 1982 den Titel eines Magisters der Theologie. Trubeckoj, Jokl und Lambertz stehen für eine letzte Blüte sprach- und literaturwissenschaftlicher Balkanforschung, zu einem Zeitpunkt, als die geschichtswissenschaftliche Beschäftigung mit dem Raum weitgehend verkümmert war.

5. Balkanstudentische Lebenswelten in Wien

Die Wiener Balkanforschung wurde von Studenten aus dem Balkanraum mindestens ebenso geprägt wie von bedeutenden Gelehrtegestalten. Dabei kam nicht nur Lehrer-Schüler-Verhältnissen Bedeutung zu, sondern auch dem vielgestaltigen Studentenmilieu, das sich in Wien herausbildete. Aus Bulgarien, Rumänien und Serbien stammten 1860 0,8 %, 1880 1,7 %, 1900 2,8 % der Wiener Studentenschaft.⁶⁴ Diese Zahlen sagen aber weniger aus als etwa die Angabe, dass zwischen 1878 und 1918 rund 1.000 Bulgaren in Wien studiert hatten, darunter nicht weniger als 17 spätere Mitglieder der Bulgarischen Akademie – für den seit 1878 autonomen bulgarischen Staat war Wien eine wichtige Kaderschmiede. Zwischen 1900 und 1910 stellten Bulgaren die größte ausländische Studentengemeinschaft an der Universität Wien.⁶⁵ Am meisten bulgarische Studenten kamen aber unmittelbar nach 1918 nach Wien – politische Unruhen in Bulgarien mit zeitweiliger Schließung der Universität, günstigere Lebenshaltungskosten als im Heimatland und jahrzehntelange Beziehungen, gestärkt durch das Bündnis im Weltkrieg, erklären die erstaunliche Zahl von 2.000 bulgarischen Studenten im Jahre 1921.⁶⁶ Auf jeden Fall übertraf die politisch-kulturelle Bedeutung die numerische bei allen Balkanvölkern in deutlichem Maße.

64 Gary B. Cohen, Die Studenten der Wiener Universität von 1860 bis 1900. Ein soziales und geographisches Profil, in: Richard Georg Plaschka/Karlheinz Mack (Hg.), *Wegenetze europäischen Geistes II. Universitäten und Studenten. Die Bedeutung studentischer Migrationen in Mittel- und Südosteuropa vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1987, 290 – 316, hier 293.

65 Peter Bachmaier, Die Bedeutung Wiens für die bulgarische studierende Jugend 1878 – 1918, in: Richard Georg Plaschka/Karlheinz Mack (Hg.), *Wegenetze europäischen Geistes II. Universitäten und Studenten. Die Bedeutung studentischer Migrationen in Mittel- und Südosteuropa vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1987, 344 – 361, 344; Vladko Murdarov, *Die Wiener Slawistik und die bulgarische Sprachwissenschaft 1822 – 1849 – 1918* (Miscellanea Bulgarica 14), Wien: Verein »Freunde des Hauses Wittgenstein« 2001, 148 – 200.

66 Kristina Popova, Die bulgarischen Studenten in Wien 1918 – 1944, in: Christo Choliolčev/Karlheinz Mack/Arnold Suppan (Hg.), *Bulgarisch-österreichische Beziehungen 1878 – 1996*, Wien: Verein »Freunde des Hauses Wittgenstein« 1998, 75 – 85.

Die Nationalhistoriographien der Balkanländer haben deshalb der Erforschung ihrer jeweiligen Konationalen an der Wiener *alma mater* erhebliche Aufmerksamkeit gewidmet. Kaum aber wurde versucht, Wien als gesamtbalcanischen Ort wissenschaftlich-kultureller Tätigkeit in den Blick zu nehmen. Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fand im Milieu von Wiener Gelehrten und niedergelassenen balkanorthodoxen Kaufleuten, von denen einige wie die Familien Sina und Dumba in die österreichische Elite aufstiegen, ein reges Geistesleben statt. Der bulgarische Publizist Ivan Dobrovski (1812 – 1896), der 1850/51 die Zeitschrift »Mirozrenie« herausgab, bewegte sich in diesem Umfeld, zwischen Miklosich, dem serbischen Sprachschöpfer Vuk Stefanović Karadžić und der orthodoxen Kirche der Heiligen Dreifaltigkeit am Fleischmarkt im 1. Bezirk.⁶⁷ Nicht nur für die Slawen der Monarchie, sondern auch für Balkanorthodoxe war Wien einer jener Orte, an dem sie einen starken kulturell-wissenschaftlichen Austausch pflegten, der strukturell in ihren Heimatregionen nicht möglich war und bald darauf wegen der wachsenden Gegensätze innerregional nicht betrieben wurde.

Die nationale Sichtweise ist freilich nicht ganz falsch, waren doch die Studenten seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem in nationalen Vereinen organisiert. Wie stark Nationalitätenpolitik und nationale Frage der Habsburgermonarchie die aus dem Balkan stammenden Studenten in ihrem nationalen Denken und ihrer kulturellen Praxis geprägt hat, ist in vergleichender Untersuchung bislang noch kaum dargestellt worden. Dabei haben führende Wissenschaftler und Politiker der Balkanländer wesentliche Eindrücke gerade in Wien empfangen – dass viele von ihnen, wie angedeutet, sich politisch gegen Österreich stellten, widerspricht dieser Beobachtung nicht. Die Prägungen reichen dabei vom starken Nationalismus der späten Monarchie bis zum »roten Wien«, das seinen Eindruck auf linksorientierte Studenten der Zwischenkriegszeit nicht verfehlte. Die Bedeutung der Wiener Universität als sozialer und kultureller Ort der Nationsfindung kann hier nur gestreift werden: schon 1838 hatten rumänische Theologen in Wien eine Lesegemeinschaft gegründet. 1868 wurde mit der »România« ein Nationalverein ins Leben gerufen. Am meisten Ruhm erlangte die 1871 eingerichtete »Gesellschaft Junges Rumänien«, als deren Sekretär der spätere Nationaldichter Mihai Eminescu amtierte.⁶⁸ Ein reiches

67 Nadja Danova, »Malkite Balkani« vāv Viena, in: Lilia Kirova (Hg.), *Balkanite – mnogolikite izmerenija na evropejskata kultura*, Sofia: Faber 2010, 126 – 149.

68 Dan Berindei, Rumänische Studenten im Ausland und die Entstehung des modernen Rumänien im 19. Jahrhundert, in: Richard Georg Plaschka/Karlheinz Mack (Hg.), *Wegenetze europäischen Geistes II. Universitäten und Studenten. Die Bedeutung studentischer Migrationen in Mittel- und Südosteuropa vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1987, 83 – 100; Hans-Peter Hye, Rumänische Vereine in Wien bis 1914/16, in: *Anuarul Institutului de Istorie Cluj Napoca* 33 (1994) 137 – 155; Corneliu Cră-

Vereinswesen besaßen ebenso Bulgaren, Makedonier und Albaner: der 1869 gegründete bulgarische Verein »Napredäk« (Fortschritt) unterstützte in der Tradition der bulgarischen Nationalbewegung, die wesentlich auch eine Bildungsbewegung war, das Studium junger Lehrer. Nach der Auflösung des »Napredäk« (1893) pflegte der Nachfolgeverein »Balkan« mit seinen mehr als 100 Mitgliedern panslawisches Gedankengut, ohne dass die bulgarischen Studenten in großer Zahl staatsfeindliche Kundgebungen austroslawischer Studenten massiv unterstützt hätten.⁶⁹ In der Zwischenkriegszeit differenzierte sich das bulgarische Milieu in Bulgaren und Makedonier aus: Wien als zeitweilige Zentrale der Balkanpolitik der Komintern wurde zu einem Ort, an dem neue nationale und ideologische Identifikationen ausverhandelt wurden. Die Bulgaren zerfielen in die Vereine »Otec Paisij« und »Christo Botev«. Das makedonische Vereinsleben war von starken Spannungen zwischen rechts- und linksgerichteten Gruppierungen der »Inneren makedonischen revolutionären Organisation« gekennzeichnet.⁷⁰ Noch mehr als für Rumänen, Bulgaren und Makedonier war die Universität Wien für die Albaner über Jahrzehnte ein eigentlicher Brennpunkt nationalen Kultur- und Wissenschaftslebens – die Tradition der habsburgischen Albanienpolitik wirkte dabei zumindest kulturell in die Zwischenkriegszeit fort. Der 1904 gegründete Verein »Dija« entfaltete eine proto-staatliche Tätigkeit, indem er eigene Schulbücher und einen Kalender herausgab; das 1906 von dem Vereinsvorsitzenden Gjergj Pekmezi (1872–1938) und Maximilian Lambertz veröffentlichte Lehrbuch der albanischen Sprache blieb lange Jahre ein Standardwerk. 1918 sammelte der Verein »Albania« die albanische Studentenschaft.⁷¹ Zwischen 1920 und 1929 betreute der Verein mit »Dialëria« eine anspruchsvolle Kulturzeitschrift, in der führende Gestalten des albanischen Geisteslebens publizierten.⁷² All diese Vereine waren weit mehr als Orte studentischer Geselligkeit im Kreise von Landsleuten: in Wien entstanden Nuclei nationalkultureller Aktivisten, die schon als Studenten, erst recht aber nach ihrer Rückkehr in ihre Herkunftsländer auf diese einwirkten, wobei die

cium, *Societățile academice române din Viena (1861–1918)*, Oradea: Logos '94 2001, 58 ff. und 340.

69 Bachmaier, Bedeutung, 348.

70 Popova, Studenten, 81; Antje Helmstaedt, *Die kommunistische Balkanföderation im Rahmen der sowjetrussischen Balkanpolitik zu Beginn der zwanziger Jahre*, Berlin: Freie Universität 1976; Julia Masetovic/Stefan Neumeyer (Hg.), *Balkanföderation und Arbeiterbewegung*, 3 Bde., Wien: Arbeitsgruppe Marxismus 2001–2002.

71 Kurt Gostentschnigg, Die Aktivitäten der albanischen StudentInnen in Österreich bis 1939, in: Albert Ramaj (Hg.), *Poeta nascitur – historicus fit. Ad honorem Zef Mirdita*, St. Gallen–Zagreb: Albanisches Institut Hrvatski institut za povijest 2013, 1123–1145, hier 1125, 1133, 1144; detaillierte prosopographische Darstellung bei Uran Asllani, *Studentët shqiptarë të Austrisë dhe veprimtaria e tyre*, Tirana: Ilar 1992–1998 (sic).

72 Gostentschnigg, Aktivitäten, mit ausführlichen Inhaltsangaben.

Strahlkraft von der Normierung von Nationalsprachen bis zur Ausarbeitung nationalpolitischer Konzepte und revolutionärer Pläne reichte.

Die Studenten aus dem Balkan in Wien belegten schwerpunktmäßig nicht Geisteswissenschaften an der Universität, sondern technische Fächer an der Technischen Hochschule, der Hochschule für Bodenkultur sowie den Militärschulen.⁷³ Dennoch entfaltete die Wiener Balkanforschung eine besondere, auch besonders langfristig wirkende Ausstrahlung auf den Balkanraum. »[...] und so haben an dieser Universität fast alle namhaften serbischen Historiker studiert, Wissenschaftler, die endlich bei den Serben diese Wissenschaft weiterentwickeln sollten«, fasst der serbische Historiker Dejan Medaković die Bedeutung Wiens für die serbische Geschichtsforschung zusammen.⁷⁴ Der eigentliche Begründer der kritischen Historiographie in Serbien, Ilarion Ruvarac (1832 – 1905), hatte in den 1850er Jahren in Wien Jus, Geschichte und Philosophie studiert. Zur selben Generation gehören Đura Daničić (1825 – 1882), ein Schüler Miklosichs, und Valtazar Bogišić (1834 – 1908), der (ab 1863) wie Kopitar und Miklosich an der Hofbibliothek wirkte und gemeinsam mit Jireček die Statuten von Dubrovnik edierte. Breitere Wirkung entfalteten die Dissertanten Jirečeks, so Jovan Radonić, der 1896 mit einer Arbeit zum bosnischen Großwoiwoden Sandalj Hranic Kosača (ca. 1370 – 1435) promovierte und 1911, gestützt auf Wiener Archivalien, die Monographie *Grof Đorđe Branković i njegovo doba* herausbrachte. Stanoje Stanojević (1874 – 1937) arbeitete bei Jireček zum spätmittelalterlichen serbischen Geschichtsschreiber Konstantin dem Philosophen.⁷⁵ Jirečeks Schüler gaben die Wiener Methode an der Belgrader Universität auch nach 1945 weiter – noch der Doyen der serbischen Mediävistik, Sima Ćirković (1928 – 2009) kann in diese Tradition gestellt werden –, die Jireček-Medaille der deutschen Südosteuropa-Gesellschaft hat er in besonderem Sinne verdient, nicht zuletzt auch wegen seiner nüchternen, nationalistischen Exzessen abholden Forschungsrichtung.⁷⁶

Unter den bulgarischen Schülern Jirečeks ragen Petăr Nikov (1884 – 1938), der über das bulgarische Teilreich von Vidin im 14. Jahrhundert promovierte, später Professor an der Universität Sofia und Mitglied der bulgarischen Akademie war, Pavel Oreškov (1884 – 1953) sowie Ivan Velkov (1891 – 1958), 1938 – 1944 Direktor des archäologischen Museum in Sofia, heraus.⁷⁷ Kein anderer

73 Bachmaier, Bedeutung, 344. Vgl. auch Marcella Stern, Die im Zeitraum von 1897 bis 1918 an der Universität Wien promovierten Frauen aus dem Gebiet des heutigen Rumänien, in: *Revue roumaine d'histoire* 35 (1996), 3 – 4, 219 – 228.

74 Medaković, *Serben*, 196.

75 Medaković, *Serben*, 196 – 199.

76 Siehe die Gedenkschrift von Srđan Rudić (Hg.), *Spomenica akademika Sime Ćirkovića*, Belgrad: Istorijski institut 2011.

77 Iskra Schwarcz, Die bulgarischen Studenten und das Seminar für osteuropäische Geschichte

Absolvent der Wiener Universität aus der Balkanregion erlangte derartige politische Bedeutung wie der Serbe Jovan Cvijić (1865–1927), der als serbischer Staatsstipendiat in Wien Geographie studierte und eine gründliche Ausbildung in Meteorologie, Kartographie und Klimatologie erhielt. Zurück in Serbien, entwickelte er sich zu einem Führer des serbischen Nationalismus in der Wissenschaft. Seine anthropogeographischen Forschungen dienten der Legitimierung zunächst des großserbischen, dann des großserbisch geprägten jugoslawischen Staatswesens, dessen Grenzen Cvijić auf den Pariser Vorortkonferenzen als Experte maßgeblich prägte.⁷⁸ In der politischen Wirkung am nächsten kam ihm Jirečeks Bukowiner Dissertant Ion Nistor (1876–1962), der nach 1918 den Anschluss der Bukowina an das Königreich Groß-Rumänien bewerkstelligte und maßgeblich an der Zerstörung des mehrsprachigen Kulturlebens in Czernowitz beteiligt war. Nistor stieg zum Rektor der Czernowitzer Universität auf, wo er herausragende Gelehrte durch rumänische Gymnasiallehrer ersetzte; als Mitglied der Liberalen Partei war er für den antisemitischen Geist in der Zwischenkriegszeit mitverantwortlich – wie andere Absolventen der Wiener Universität wurde er dann selbst zum Opfer des gewalttätigen 20. Jahrhunderts. Zwischen 1950 und 1955 war er in einem kommunistischen Lager inhaftiert. Seine Werke wurden in Rumänien erst nach 1989 wieder zugänglich.⁷⁹ Ganz anders gestaltete sich die Beziehung albanischer Absolventen zur Wiener Universität: während Belgrad und Bukarest sich nach 1918 als neue Metropolen des europäischen Südostens von dem verarmten Wien absetzten, zog es albanische Studenten weiterhin an die *alma mater Rudolfina*. Die Nationalaktivisten von vor 1918 übernahmen nun auch offizielle Positionen: der Vereinsleiter der »Dija«, Gjergj Pekmezi, stieg zum albanischen Konsul in Wien auf, wo er aufgrund seiner wissenschaftlichen Arbeit – u. a. bei der »Komisia letrare« – in der albanischen Gemeinschaft Ansehen genoss. Wie im Falle der Makedonier bildete Wien auch für die Albaner ein politisches Zentrum, in dem sich Studentenmilieu

(1907–1918) in: Milčo Lalkov/Harald Heppner/Rumjana Preshlenova (Hg.), *Österreich, Österreich-Ungarn und die Entwicklung der bulgarischen Eliten 1815–1918*, Sofia: Prof. Marin Drinov 1999, 84–107, hier 91 ff.

78 Ljubinka Trgovčević, Die erste im Ausland ausgebildete Professoren- und Dozentengeneration der Universität Belgrad, in: Richard Georg Plaschka/Karlheinz Mack (Hg.), *Wegnetze europäischen Geistes II. Universitäten und Studenten. Die Bedeutung studentischer Migrationen in Mittel- und Südosteuropa vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1987, 101–113, hier 108–113; Konrad Clewing/Edvin Pezo, Jovan Cvijić als Historiker und Nationsbildner. Zu Ertrag und Grenzen seines anthropogeographischen Ansatzes zur Migrationsgeschichte, in: Markus Krzoska/Hans-Christian Maner (Hg.): *Beruf und Berufung: Geschichtswissenschaft und Nationsbildung in Ostmittel- und Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert*, Münster: LIT Verlag, 2005, 265–297.

79 Marianne Hausleitner, *Die Rumänisierung der Bukowina. Die Durchsetzung des nationalstaatlichen Anspruchs Großrumäniens 1918–1944*, München: Oldenbourg 2001, 91–92, 100–120, 119 f. und besonders 144–150.

und Nationalaktivismus überschritten. Es gab kaum einen führenden albanischen Politiker und Intellektuellen, der sich in der Zwischenkriegszeit nicht in Wien aufgehalten hätte.

Die Bedeutung Wiens für die Balkanintelligenz und die Stellung der Studenten aus dem Balkan fanden auch ihren Niederschlag in Memoiren und der schönen Literatur. Oft zitiert ist Heimito von Doderers Erwähnung bulgarischer Studenten in der *Strudlhofstiege*.⁸⁰ Elias Canetti beschrieb bulgarische Studenten, die lautstark Lieder anstimmten.⁸¹ Konstantin Jireček wurde zu einer der Hauptfiguren der berühmten Satire *Baj Ganju* des bulgarischen Schriftstellers Aleko Konstantinov (1863 – 1897): der schlitzohrige Baj Ganju besuchte Jireček in Prag und versuchte, Kost und Logis zu schnorren.⁸² Das studentische Milieu in der Zwischenkriegszeit erfasste atmosphärisch wohl am besten Aleks Buda (1911 – 1993). Der aus einer wohlhabenden Familie im mittelalbanischen Elbasan stammende Buda hatte 1929 das Gymnasium in Salzburg abgeschlossen und bis 1935 in Wien bei den führenden Vertretern der Balkanwissenschaft studiert. Buda zeigte sich vom »roten Wien« stark beeindruckt. Nach 1945 übernahm er Spitzenpositionen in der entstehenden albanischen Wissenschaft. 1972 wurde er von Diktator Enver Hoxha (1900 – 1985) zum Gründerpräsidenten der albanischen Akademie bestellt. Bis zu seinem Lebensende unterhielt Buda beste Beziehungen nach Österreich, auch zum Institut für osteuropäische Geschichte. Obwohl Buda als Chefhistoriker ein extrem nationalistisches und xenophobes Geschichtsbild prägte, wurde er nach 1989 vom offiziellen Österreich ausgezeichnet – die Aufarbeitung der Verstrickungen österreichischer Wissenschaft mit dem kommunistischen Totalitarismus, so zeigt das Beispiel Budas, steht noch ganz in den Anfängen.⁸³ In seinen nach dem Sturz des Kommunismus verfassten Memoiren entwirft Buda ein nostalgisch-idealisiertes Bild der Wiener Balkanforschung, die zu erwähnen unter dem von ihm mitgeprägten albanischen Totalitarismus weitestgehend tabu gewesen war. In der Zwischenkriegszeit pflegten albanische Studenten ein geselliges Miteinander, die nach 1945 ganz unterschiedliche Lebenswege nahmen: nicht weniger als 130 Absolventen der

80 Bachmaier, Bedeutung, 345.

81 Popova, Studenten, 76.

82 Aleko Konstantinofs *Baj Ganju*, herausgegeben, übersetzt und erläutert von Gustav Weigand, Leipzig: Barth 1908; das Jireček gewidmete Exemplar befindet sich in der Fachbibliothek Osteuropäische Geschichte und Slawistik. Ein zweites Mal (halb)literarisch verarbeitet wurde das Institut für osteuropäische Geschichte in Ismail Kadare, *Mosmarrëveshja – mbi raportet e Shqipërisë me vetveten*, Tirana: Onufri 2010.

83 Tatjana Haxhimihali (Hg.), *Aleks Buda. Kujtime*, Tirana: Mësonjëtorja 2005; Oliver Jens Schmitt, Genosse Aleks und seine Partei oder: Zu Politik und Geschichtswissenschaft im kommunistischen Albanien (1945 – 1991), in: Michael Krzoska/Hans Christian Maner (Hg.), *Beruf und Berufung. Geschichtswissenschaft und Nationsbildung in Ostmittel- und Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert*. Münster: LIT 2005, 143 – 166.

Wiener Universität wurden zur Zeit des albanischen Kommunismus eingekerkert, mehr als 30 hingerichtet.⁸⁴ Männer wie Buda hingegen machten Karriere und erinnerten nach 1990 nur verschämt an das Schicksal ihrer einstigen Studienkollegen. Besondere Verehrung brachte Buda in der Rückschau Carl Patsch und Norbert Jokl entgegen. Patschs Seminar sei »ein balkanischer Mikrokosmos« gewesen, in dem serbische, kroatische, slowenische, bulgarische und rumänische Studenten verkehrt und unter dem ausgleichenden Einfluss des Professors keine nationalen Gegensätze bestanden hätten. Patsch hätte dem Balkan »ein warmes Verständnis« entgegengebracht.⁸⁵ Buda und seine albanischen Kommilitonen trieben einen eigentlichen Kult um alle Professoren, die Interesse an ihrem »kleinen und armen Balkanland« bekundeten.⁸⁶ Paul Kretschmer rühmte sie, weil er 1902 auf dem Orientalistenkongress in Hamburg für das lateinische Alphabet zur Schreibung des Albanischen eingetreten sei – mitten in der erbitterten Auseinandersetzung, ob die mehrheitlich muslimischen Albaner das arabische Alphabet aufgeben sollten, war dies eine Stellungnahme, die westorientierten Nationalaktivisten besonders willkommen war.⁸⁷ Carl Patsch, der 1945 bei einem Bombenangriff ums Leben kam, sei einen »heroischen Tod« inmitten seiner Bücher gestorben.⁸⁸ Während Patsch seine Studenten mit türkischem Kaffee und albanischen Zigaretten bewirtete, empfing der in bescheidenen Verhältnissen lebende Norbert Jokl albanische Studenten sonntags zu Tee und Biscuits in seiner Wohnung in der Neustiftgasse im 7. Gemeindebezirk; albanologische Spaziergänge führten auch die Neustiftgasse hinab und dem Ring entlang. Buda betonte, dabei habe »auch der Professor von uns profitiert«,⁸⁹ eines der wenigen Signale, dass Buda kein einseitiges Abhängigkeitsverhältnis konstruieren wollte.

Wiener Gelehrte waren eng in das studentische Vereinsleben mit einbezogen: die albanischen Studenten und Exilpolitiker trafen sich im Café »Greilinger«, die »Albania« tagte im Hotel »Hubertushof«, beide im 8. Gemeindebezirk, also nahe bei der Universität und dem Balkan-Institut (Liebiggasse) gelegen. Carl Patsch, Norbert Jokl, Franz Baron Nopcsa, der Diplomat und Albanienkenner Theodor Ippen diskutierten mit albanischen Studenten über albanische Kultur und Wissenschaft. Wie vor 1918 Jagić südslawische Studenten um sich geschart hatte, so war die Wiener Balkanforschung in der Zwischenkriegszeit von albanischer, bulgarischer und makedonischer Soziabilität gekennzeichnet. Die Wege zwischen dem akademischen und dem politischen Milieu waren für die Stu-

84 Gostentschnigg, *Aktivitäten*, 1144.

85 Haxhimihali (Hg.), *Aleks Buda* 116.

86 Haxhimihali (Hg.), *Aleks Buda* 108.

87 Haxhimihali (Hg.), *Aleks Buda* 105.

88 Haxhimihali (Hg.), *Aleks Buda* 109.

89 Haxhimihali (Hg.), *Aleks Buda* 112.

denten kurz, während die Wiener Professorenschaft sich direkter politischer Tätigkeit enthielt. Carl Patsch hatte zwischen 1922 und 1924 auf Einladung des Österreich eng verbundenen Ministers Karl Gurakuqi (1895–1971) versucht, nach dem Vorbild des Landesmuseums in Sarajevo ein albanisches Nationalmuseum aufzubauen. Doch standen ihm kaum Mittel zur Verfügung. Von der verarmten Republik Österreich hatte Albanien nichts zu erwarten – nun rang Frankreich mit Italien um Einfluss in dem jungen Staat, eine Konkurrenz, die auch auf dem Feld der Archäologie ausgetragen wurde, in dem Österreich in der Zwischenkriegszeit als Akteur verdrängt wurde. Doch wirkte gerade in der albanischen Archäologie der Wiener Einfluss besonders stark, denn der Begründer dieser Wissenschaft, Hasan Ceka (1900–1998), war ein Schüler Patschs, sein Erbe wird von seinem Sohn Neritan Ceka (geb. 1941) weitergeführt. Und Patschs Einfluss auf die Illyrerforschung ist hoch anzusetzen, übersetzte doch Karl Gurakuqi eine entsprechende Broschüre ins Albanische.⁹⁰ Unter dem Kommunismus wurde der Illyrerkult, die Vorstellung einer illyrisch-albanischen Kontinuität zu einem quasireligiösen Dogma.

Das Wiener Kulturleben übte auf Buda und seine Kommilitonen starke Anziehungskraft aus – sie sangen beliebte Arien nach, führten Theaterstücke auf, besuchten gemeinsam kulturelle Veranstaltungen. Wie stark studentische Soziabilität und politische Eindrücke wirkten, zeigt ein zweites Memoirenwerk: Alexandru Vaida-Voeved (1872–1950) studierte in Wien Medizin und stieg rasch zu einem der politischen Führer der Rumänen Siebenbürgens auf; im Rumänien der Zwischenkriegszeit war er mehrfach Premierminister. Er gilt als Pate der faschistischen Legionärsbewegung, als Vorkämpfer des minderheitenfeindlichen »*numerus valachicus*«, den er als Führer der »Rumänischen Front« lautstark einforderte. Die Memoiren dieses Nationalisten enthalten aber längere deutsche und ungarische Zitate, und überhaupt wird die tiefe Prägung durch Kultur und akademischen Habitus der späten Monarchie bei ihm deutlich. Seine Erinnerungen an die Wiener Studentenzeit lassen erkennen, wie Studenten aus dem südöstlichen Europa die kulturelle Praxis nationalen Denkens in Wien einübten: Vaida war Mitglied des »Jungen Rumänien«, in Wien sympathisierte er mit Lueger, der ihn tief beeindruckte und dessen Parole von den »Judäo-Magyaren« ihm besonders gefiel. Vaida erzählt, wie rumänische Studenten das Verbindungsleben übernahmen, den entsprechenden Ehrenkodex, die Rituale, deren Schlüsselbegriffe Vaida kannte (Paukboden, Frühschoppen, Bummel, Fuchsmajore usw.), und wie in diesem Milieu Verbindungen über die nationalen Grenzen hinweg entstanden. Wien

90 Clayer, Carl Patsch, 99–100.

war, wie schon bemerkt, das akademische Laboratorium des Balkanismus und seines ideologischen Gegenparts, des Nationalismus.⁹¹

6. Gibt es ein balkanologisches Paradigma, eine Wiener balkanologische Schule?

Gelehrten-geschichte, Institutionen-geschichte, Lebenswelten von Studenten und Professoren, die Verbindung von Wissenschaft und Gesellschaft führen zur Frage, was von der großen Zeit der Wiener Balkanforschung blieb und ob man forschungsgeschichtlich von einem Wiener Paradigma sprechen kann. Die an der Universität Wien gepflogene Beschäftigung mit dem Balkan zeichnet sich durch einige besondere Elemente aus, die teilweise bis in die Gegenwart bestehen: der Balkan wurde als Gesamt-raum in seiner ethnischen Vielfalt betrachtet, und zwar dezidiert als mehrheitlich nichtslawischer Raum. Der Balkan wurde als Kulturraum wahrgenommen, dessen sprachliche, gesellschaftliche und religiöse Schichtung nur durch die Untersuchung von Wechselwirkung und Beziehungen zwischen den einzelnen Gruppen verstanden werden kann. Er wurde als alter europäischer Kulturraum verstanden, nicht als Krisenherd: daher umfasste das wissenschaftliche Interesse das Altertum als vollwertigen Teil historischer Betrachtung. Die wissenschaftliche Beschäftigung begann mit der Philologie und dem, was man heute Anthropologie nennen würde, die historische und archäologische Erforschung wuchsen daraus hervor. In ihrer vollen Ausbildung umschloss die Wiener Schule Philologie mit Linguistik, Geschichte, Archäologie, »Völkerkunde« und Geographie. Obwohl die Beschäftigung mit dem Balkan stets auch an politische Interessen gebunden war – ob nun Bücher zensuriert, Bahnlinien gebaut oder der österreichisch-ungarische Einfluss gesichert werden sollten –, genoss die Wiener Schule auf dem Balkan höchstes Ansehen, gerade bei Gelehrten, die Nationalismus durch eine gesamt-balkanische Sichtweise überwinden wollten. Der rumänische Balkanologe Victor Papacostea hob in einer programmatischen Schrift 1943 hervor: »par bonheur, la science occidentale est demeurée objective [...] Ce courant a continué à se développer par la participation de certaines grandes personnalités, comme par exemple Kopitar, Miklosich, Jireček [...]«.⁹²

Wesentliche Wiener Gelehrte der Jahrhundertwende erfreuen sich bis in die Gegenwart hinein in Serbien, Rumänien, Bulgarien oder Albanien eines hervorragenden Rufes. Trotz der offensichtlich vorhandenen Verbindung zur Po-

91 Alexandru Vaida-Voevod, *Memorii*. Bd. 1., Cluj-Napoca: Dacia 2006, 79–87.

92 Victor Papacostea, *La Péninsule balkanique et le problème des études comparées*, in: *Balkanica* 6 (1943) IV–XXI, hier XI.

litik der Donaumonarchie wurde im Balkan die Wiener Wissenschaft nicht vorwiegend als Instrument in der Hand imperialer Strategie angesehen. Gewiss erklärt sich diese Einschätzung auch dadurch, dass nach 1918 Österreich keine politische Konkurrenz der neuen Balkanstaaten mehr darstellte bzw. im albanischen Fall vor 1945 Anerkennung für die österreichische Forschungsleistung zum Ausdruck gebracht werden konnte, während diese zur Zeit der kommunistischen Diktatur ganz unter das Verdikt des Imperialismus fiel. Regionalwissenschaft und Politik waren in Wien ineinander verschränkt, doch ist die wissenschaftliche Ausstrahlung auf die Region zu stark, die Wechselwirkung zwischen den wissenschaftlichen Eliten in Wien und dem Balkan zu eng, als dass eine Reduzierung der Wiener Balkanforschung auf politische Interessen der Deutung förderlich wäre. Während in den Balkanstaaten selbst eine rein nationale Sichtweise vorherrschte, wurden in Wien der gesamtregionale Blick und der Vergleich gepflegt: nicht umsonst hat die Wiener Linguistik den Balkansprachbund herausgearbeitet, nicht umsonst wurden hier eine antike und mittelalterliche Geschichte geschrieben, die den Gesamttraum in größere Zusammenhänge setzten, nicht umsonst betrachteten Studenten aus dem Balkan Wien als gesamtbalkanischen Ort des akademischen Austausches, wie er im Balkan selbst so nicht bestand.

Keinesfalls herrschte ein mechanischer Transfer von Methoden und Theorien vor, vielmehr bestand zwischen Gelehrten und Studenten aus Wien und dem Balkan ein enges Wechselverhältnis, was sich auch an der akademischen Sozialität zeigt, dem Umgang von Studenten und Professoren. Wien war freilich kein akademisches Idyll: viele Studenten aus dem Balkan kamen in Kontakt mit den Nationalitätenkämpfen vor 1918, dem politischen Extremismus der Zwischenkriegszeit. Wien war ein politischer Ort für zahlreiche Balkannationen, und der Weg vom studentischen Milieu zu politisch aktiven Diasporakreisen war kurz. Viele wichtige Kapitel der Kulturgeschichte des Balkans wurden in Wien ausgehandelt, vom südslawischen Sprachabkommen von 1850 bis zu den albanischen Literatenkreisen in den 1920er Jahren. Was die Absolventen in ihre Heimatländer mitnahmen, reichte von der strengen quellenkritischen Methode der Historiker, der vergleichenden Balkanlinguistik der Sprachwissenschaftler bis zur österreichischen Tradition der Sozialdemokratie. Eine Ausbildung in Wien bedeutete in vielen Fällen keine loyale Bindung an Österreich – gerade Serben und Rumänen engagierten sich nach dem Studium politisch gegen die Donaumonarchie und deren kulturelles Erbe. *Austria victa victores cepit*, könnte man hingegen mit Blick auf Serbien (Jugoslawien) und das Groß-Rumänien der Zwischenkriegszeit sagen, während die besiegten Albaner und Bulgaren ihre Beziehungen zu Wien in den 1920er Jahren weiterhin intensiv pflegten. Die Strahlkraft Wiens schwand aber in den 1930er Jahren – wirtschaftliche Not und anders gelagerte Interessen des Ständestaats hatten die Balkanforschung ge-

schwächt, bevor der Nationalsozialismus mit Fürst Nikolaj Trubeckoj und Norbert Jokl zwei der herausragenden Gelehrten zum Schweigen brachte. Belgrad, Bukarest und Prag lösten für wenige Jahre Wien als Zentren der Balkanforschung ab, standen aber wesentlich unter dem Einfluss des Wiener Paradigmas. Dieses lebte nach 1945 in einzelnen nationalen Schulen fort, so der serbischen und der albanischen Geschichtsforschung, die sich auf Jireček und Patsch zurückführten. In Österreich selbst kehrte die Balkanforschung für lange Jahrzehnte zu ihren slawistisch-philologischen Wurzeln zurück. Die Kontinuität der Wiener Balkanforschung liegt in der Beschäftigung mit den Sprachen der Region.

Versucht man die Frage nach der Ausstrahlung der Wiener Balkanforschung zusammenzufassen, so erscheinen folgende Elemente von zentraler Bedeutung: im Gegensatz zu der erst in der Zwischenkriegszeit aufkommenden »Südostforschung«, die klar politisch-hegemonialen Zielen des Nationalsozialismus diente, war die Wiener Balkanforschung zwar seit dem frühen 19. Jahrhundert eng mit staatlichen Institutionen (Zensur, Bibliothek, diplomatischer Dienst) verbunden, doch durchlief sie einen Prozess stetiger Professionalisierung und zunehmender Entpolitisierung – die (gewiss nie absolute) Politikferne der universitären Balkanforschung wurde von weiten Teilen der Professorenschaft gepflegt, politisierende Professoren wie Hans Uebersberger (übrigens ein Russland-, kein Balkanspezialist) genossen in diesem Milieu keinen besonders guten Ruf und standen weltanschaulich der »Südostforschung« nahe. Besonders im Vergleich mit der stark politisierten ungarischen Balkanforschung fällt die im Falle Jirečeks (nach einem stark politikgeprägten Beginn der Laufbahn) ostentative Politikferne des Wiener Professorenmilieus auf.

Dies trifft auf ihre Studentenschaft aber deutlich weniger zu: die Wiener Universität war in der späten Monarchie eine Schule nicht nur der wissenschaftlichen Methode, sondern auch der Theorie und Praxis des Nationalismus, in der Zwischenkriegszeit auch der Sozialdemokratie. Zahlreiche Absolventen der Universität, gerade aber der mit der Balkanforschung verbundenen Geisteswissenschaften, erfuhren ihre politische Sozialisierung an der Wiener Universität. Die Bilder, die diese nationalen Eliten von ihrer Wiener Studienzeit kultivierten, änderten sich dabei: hatte Österreich-Ungarn vor 1918 eine Gefahr gerade für serbische und rumänische Nationalpläne dargestellt, so konnte nach 1918 angesichts der Machtlosigkeit des klein gewordenen Österreich eine neutrale Erinnerung an ein Wien gepflegt werden, das auf das kulturell-wissenschaftliche Moment reduziert wurde. Dieser Strang ist gerade bei Wissenschaftlern zu beobachten, die im Kommunismus Karriere gemacht hatten und nach dem Fall der Diktaturen ein Wienbild entwarfen, das ebenso sentimental wie national war: die Wiener Universität wird dabei weiterhin durch ein nationales Prisma wahrgenommen, als Ort nationaler Bildung und nationaler

Selbstbehauptung und Selbstverwirklichung, eine Praxis, die bis in die Gegenwart ihren Ausdruck in zahlreichen Gedenktafeln und Büsten berühmter Persönlichkeiten verschiedener »Nationalkulturen« an Wiener Instituten findet. Die gewandelte Wahrnehmung Wiens – vom faszinierend-bedrohlichen imperialen Zentrum, das anzog wie abstieß, zum »Wissenschaftswien« als nationalkulturellem Erinnerungsort – erklärt auch, jedoch nicht nur, das Weiterwirken des Wiener balkanologischen Paradigmas. Gerade die geringe Politisierung bzw. die weltanschauliche Liberalität der Wiener Balkanforschung wurde von den aus dem Balkan stammenden, in der Regel stark politisierten und politisch aktiven Absolventen nach ihrer Rückkehr geschätzt (das direkte Erleben ist hingegen weniger gut fassbar): so sehr gerade serbische und rumänische Absolventen politisch auf Distanz zu Wien standen (für Albaner gilt mit Ausnahme der Zeit von 1945 – 1991 eher das Gegenteil), so sehr schufen sie doch ihre ganz eigene Vorstellung eines »Weltösterreich«, an dem sie teilhatten und durch dessen kulturelles Prestige sie sich bisweilen bis gegen Ende des 20. Jahrhunderts in ihren Heimatländern wissenschaftlich und gesellschaftlich legitimierten.

Die Vorstellung von einer politisch neutralen Wiener Balkanforschung konnte dabei erst entstehen, als sich innerregional eine deutlich national politisierte Forschungslandschaft ausbildete und nach 1945 totalitäre Systeme die wissenschaftliche Arbeit in ihre Dienste zwangen bzw. nahmen. Gerade die innerregionale wissenschaftspolitische Konkurrenz ließ die Wiener Forschung und die Universität Wien als neutralen Ort der kulturell-wissenschaftlichen Begegnung als Kontrast in einem neuen Licht erscheinen, in einer Aureole einer guten alten Zeit, die von kommunistischen Eliten vor 1989 nur privat erinnert wurde, jedoch, wie erwähnt, in gezielter Weise. Diese Wahrnehmungsmuster sind nicht nur aus generationellen Gründen zu einem Ende gekommen – der Zerfall des sozialistischen Jugoslawien, die tiefen gesellschaftlichen und kulturellen Umwälzungen am ganzen Balkan haben zu einer Neuorientierung der innerregionalen Balkanforschung geführt, bei der Wien zwar ein Bezugs-, nicht mehr aber der hauptsächliche Fixpunkt ist.

Wer im Jahre 2015 einen historischen Blick auf die Wiener Balkanforschung wirft, erzählt jedoch keine Geschichte von Aufstieg und Niedergang – in den letzten rund drei Jahrzehnten hat sich erneut eine Forschungslandschaft entwickelt, die von der Indogermanistik (Albanologie) über die Romanistik (Rumänistik), die stets reich vertretene Slawistik, die nach 1945 stark aufblühende Byzantinistik und Neogräzistik, die Geschichte, Sozialanthropologie, orthodoxe Theologie bis hin zur Politikwissenschaft den Balkanraum umfasst. Damit ist

der Anschluss an die prägende Zeit der Wiener Balkanforschung wieder hergestellt. Die Balkanforschung spiegelt im Kleinen die Entwicklung der österreichischen Wissenschaft in den letzten zwei Jahrhunderten wieder. Die Herausforderung der Gegenwart besteht in der Bündelung und Institutionalisierung der vielen Disziplinen und Zugänge – ein Balkaninstitut, wie es Carl Patsch geschaffen hatte, fehlt in Wien, nicht aber in Belgrad, Bukarest, Sofia, Saloniki oder Regensburg, das die Nachfolge Münchens angetreten hat.